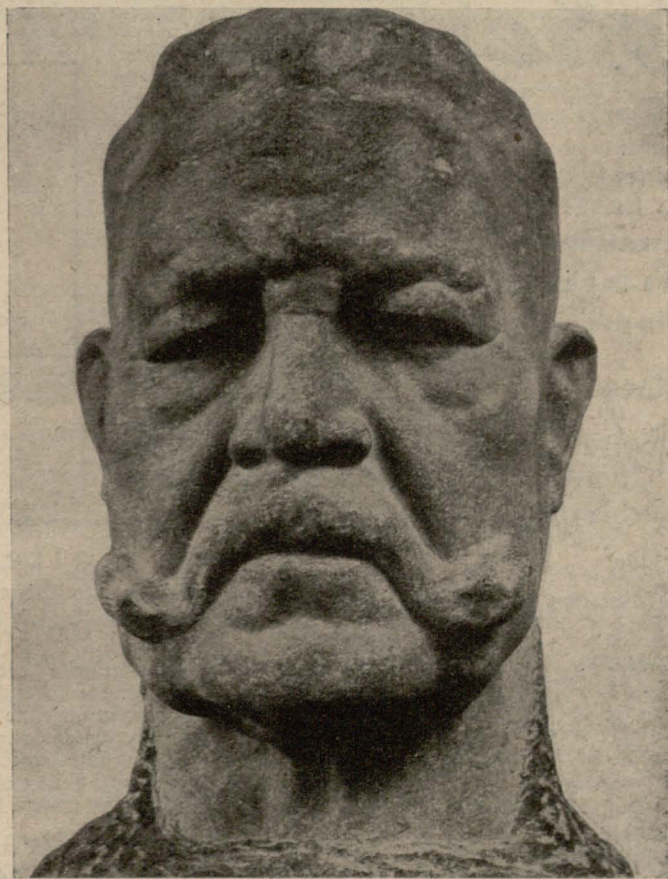


Der Wanderer

im Riesengebirge

Zeitschrift des Riesen- und Isergebirgs-Vereins



Hindenburg-Büste der Breslauer Universität von J. Thorak

Der Nation aber bleibt die dankbare und gesegnete Erinnerung an eine große, monumentale, über die Zeit weit hinausragende soldatische und staatsmännische Persönlichkeit und das edle und unübertroffene Beispiel einer herben, männlich heroischen Pflichtauffassung, die sich im Dienste am Vaterland verzehrte. Das deutsche Volk wird das hehre Andenken seines Lebens und Wirkens in dem Schrein seines dankerfüllten Herzens verschließen. Der Ruhm seiner Taten im Krieg und Frieden wird von Enkel zu Enkel bis in die fernsten Geschlechter weitergetragen werden. Wir aber wollen uns glücklich preisen, den großen alten Mann noch mitten unter uns gesehen zu haben, der eingegangen ist in unsere Geschichte als

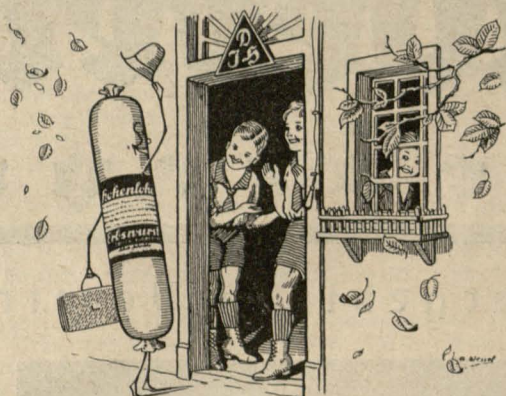
Generalfeldmarschall von Hindenburg

Herbstmond/September 1934

Heft 9

Verlag Wilh. Gottl. Korn / Zeitschriften-Abteilung / Breslau 1

Zur Herbsteszeit ein lieber Gast!

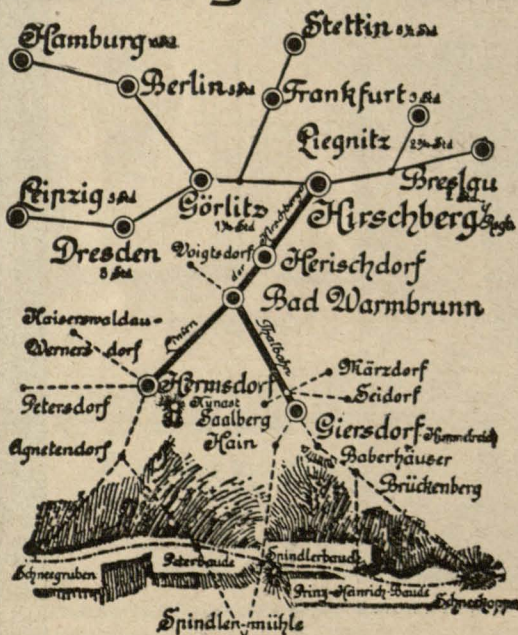


Hohenlohe Erbswurst

Bezugsquellen werden gern nachgewiesen durch:
SCHÜLE-HOHNLOHE A. G., KASSEL

Hirschberger Thalbahn

Die günstigste Verbindung von Hirschberg in das Herz des Riesengebirges.



Die günstigste Verbindung von Hirschberg in das Herz des Riesengebirges.

Fahrtpreismäßigung für Schulen u. Vereine
Anschluß an alle Fernzüge in Hirschberg

LUFTKURORT im Riesengebirge
Seidorf 400-880m
Auskunft durch
Verkehrsverein
Ein Gebirgs-, ein Dorf, ein Walddidyll

Buchdruckerei
Wilh. Gottl. Korn
Breslau 1

Schweidnitzer
Straße 47

Fernruf 52611

Buchdruck
Tiefdruck
Offsetdruck

Klischees

Entwürfe

Kataloge

Preislisten

Interessantes über Wettermäntel.

von M. R.

Beim Tragen eines Gummimantels merkt man bald enttäuscht, daß der Mantel innen naß wird, daß sogar die Kleidung feucht wird und daß man sich sehr unbehaglich darin fühlt. Die Ursache dieses ungemunden Übels ist das Verleben aller Poren durch die Gummierung. Die Ausdünstung des Körpers kann nicht entweichen und schlägt sich innen als Nässe nieder; denn die eingebaute künstliche Ventilation ist stets unzulänglich, weil der erforderliche, gleichmäßige freie Luftdurchzug damit nicht erreicht wird.

Dagegen besitzen wir in dem echten Kamelhaar-Lodenmantel ein praktisches Kleidungsstück, das alle hygienischen Ansprüche in vollstem Maße erfüllt. Das leichte Gewicht, die ausgezeichnete Porosität, Weichheit und Molligkeit des Gewebes machen ihn so beliebt. Dazu kommt seine angenehme Wärme und die besondere Eigenschaft der Regendichtigkeit. Überall, auf Straße, Reise und Wanderungen, leistet er in Wind und Wetter schützende Dienste, ist behaglich, und die Kleidung darunter bleibt vollständig trocken. Man hüte sich aber vor den vielen minderwertigen Imitationen, den halb- wollenen und kunstvollen Strichloden, die diese Vorzüge nicht besitzen.

Die bekannte Firma Fritz Schulze, München 11, Maximilianstraße 40, stellt die echten oberbayerischen Kamelhaar-Lodenmäntel, Marke F. S. M. Wetterfest, her, die Weltruf genießen. Die Mäntel werden in modernen Fassons und Farben zu zeitgemäß niedrigen Preisen geliefert. Verlangen Sie bei Bedarf von obiger Firma auf einer Postkarte Katalog Nr. 34 mit vielen Modellen für Damen, Herren und Kinder sowie Muster, die Ihnen gegen franko Rücksendung kostenlos übersandt werden.



Leinenkleidung

Bergsport und Trachten

„Ski-Hütte“

Berlin C 2, Jüdenstr. 54

Prospekt W. kostenfrei

Strauß-Hotel

Hirschberg i. Rsgb. am Bahnhof

Das Haus mit kleinen Preisen

Fernsprecher Nr. 2401 — Aufmerksame Bedienung

Vom alten zum neuen Reich

führt uns Leo Weismantel in seiner Trilogie

Aus dem Leben und Sterben eines Volkes

die die gesamte deutsche Entwicklung der letzten hundert Jahre aufzeigt. Sie gibt erschütternden Einblick in die tiefen, urfälligen Zusammenhänge, die den Verfall der alten Dorf- und Volksgemeinschaft heraufzuführen, das ganze Volk dem Abgrund nahebrachten, und läßt stark und eindringlich jeden von uns erkennen, was wir an unserem Teile zu tun haben, um der Erneuerung zu dienen. Die Trilogie umfaßt die Bücher:

„Das alte Dorf“ / „Das Sterben in den Gassen“
„Die Geschichte des Hauses Herkommer“

Im „Völkischen Beobachter“ schrieb Abt Schachleiter: „Das von Weismantel geschaffene dichterische Werk bezeugt, daß er mit Geist und Gemüt im deutschen Volkstum verwurzelt ist. Gerade die Trilogie beweist seine Verbundenheit mit dem Schicksal des deutschen Volkstums. Sein Werk deckt sich in seinen letzten Zielsetzungen mit den Forderungen unserer nationalsozialistischen Regierung nach einer volkhaften Erneuerung aus christlich-deutschem Geiste.“

Jeder Band ist in sich abgeschlossen, einzeln käuflich u. kostet in Leinen gebund. 6.—RM. Ausführliche Prospekte und Leseproben stehen kostenfrei zur Verfügung.

Sebalduß-Verlag Nürnberg

Hauptvorstand des Riesengebirgsvereins e. V.

Hirschberg i. Rsgb., Geschäftsstelle: Adolf-Hitler-Str. 34 I, Fernr. 3225
Sprechstunden: wochentäglich von 3-5 Uhr.

Vorsitzender: Studienrat Dr. Lampp, Hirschberg-Cunnersdorf, Friedhofstr. 20.
Fernruf 2984 — Schatzmeister: Stadtsinspektor Alfred Höhne, Grunauer Straße 9
Postcheckkonto: 52561 Breslau.

Herbergsleitung: Buchhändler Paul Rübke, Hirschberg, v. Hindenburg-Str. 66
Fernruf 2006

Jugendwanderer-Auskunftsstelle: Buchhändler Paul Rübke
Postcheckkonto Breslau 1149

Museum u. Bücherei d. Riesengebirgsvereins

Hirschberg (Rsgb.), Kaiser-Friedrich-Str. 28. Geöffnet wochentäglich, außer Freitag, von 9-12, 2-4,30 Uhr (Klingel neben der Haustür). Anmeldung von Schulen und Vereinen unter Angabe der Besucherzahl rechtzeitig beim Museum, Hirschberg i. Rsgb., Kaiser-Friedrich-Straße 28, Fernruf 3225

Verkehrsverein Hirschberg i. Riesengebirge

Adolf-Hitler-Str. 34 I

Fernruf 3032

Der Text der Titelseite wurde dem Aufruf der Reichsregierung an das deutsche Volk vom 2. August entnommen

Der Wanderer

im Riesengebirge

Zeitschrift des Riesen- u.



Iser-Gebirgs-Vereins

Druck und Verlag Wilh. Gottl. Korn,
Breslau 1

Hauptschriftleiter: Dr. Herbert Gruhn, Breslau 1, Vorberbleiche 7 II
(Verantwortlich f. d. gef. Inhalt, außer Anzeigen)

Bezugspreis im Abonnement monatlich 25 Pfg. Für Mitglieder des R.-G.-V. ermäßigter Preis. Bestellungen nimmt jede in- und ausländische Postanstalt und der Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1, Schweidnitzer Straße 47 (Fernsprecher 52611, Postfachkonto Breslau 31151) entgegen. — Anzeigen: Die neungespaltene Millimeterhöhe 0,08 RM., Nachschaffel A — Verantwortlich für den Anzeigenteil der Hauptausgabe: Richard Etlar, Breslau. — VI II. Bj. 10100. — Anzeigen-Aufnahme durch den Verlag. Verantwortlich für die Anzeigen auf dem Umschlag „Ausgabe für die Landesgruppe Sachsen im RGV“ Georg Eißle, Dresden — VI II. Bj. 1100 (in der VI der Hauptausg. enthalten)
Druck Wilh. Gottl. Korn, Breslau

Nr. 9

Breslau, Herbstmond / September 1934

54. Jahrgang

Vermächtnis

Nur aus Mannesucht und Opfergeist, wie solche sich stets im deutschen Heere bewährt haben, kann ein Geschlecht erstehen, das den großen Aufgaben, vor die die Geschichte das deutsche Volk stellen wird, gewachsen ist. Nur wer gehorchen gelernt hat, kann später auch befehlen! Und nur wer Ehrfurcht vor der Vergangenheit unseres Volkes hat, kann dessen Zukunft meistern. Die Zeit, in der wir leben, ist ernst und schwer. Aber wenn wir alle zusammenhalten und in Einigkeit mit festem Mut und unbeirrbarem Glauben zusammenstehen, dann wird Gott uns auch weiterhelfen.

Hindenburg an die deutsche Jugend am 1. Mai 1933



Die Hand, die uns schirmte

Landschaft und Kindheit

Von Traud Gravenhorst / Mit zwei Holztischen von Grete Schmedes

Ja, das waren noch andere Zeiten im Riesengebirge, als wir Kinder waren!

Es war da nur eine einzige große, unerschöpfliche Einsamkeit, weite steile Wiesenpläne und ein geheimnisvoller, schwarzer, wunderbarer Wald! In den Falten der Berge — sorgfältig eingerückt vor Sturm und Lawinen — hockten die kleinen Viehbauden drei, vier, fünf beieinander. Grau und verwittert wie Pilzfamilien sahen sie aus, und uns Kindern schien es, als wären sie aus der Erde gewachsen wie die dahinterstehenden, leise schwingenden Fichtenstämme. Ja, so erdfarben und unscheinbar waren diese Hütten, daß man sie von weitem gar nicht als Wohnhäuser erkannt hätte, wären nicht ab und zu hellgrün scharf umgrenzte Vierecke in ihrer Nähe gewesen, die anzeigten, daß hier planmäßige Wiesenwirtschaft getrieben wurde.

Aber es gab auch Bauden, die das Futter stehen ließen, und wo das Vieh sich selbst verschaffte, was es zum Leben brauchte. Das waren meist die hochgelegenen Rammbauden, wo das Gras hart und spärlich wuchs und so moosdurchsetzt war, daß es sich nicht mehr verlohnte, Heu zu machen.

Eine solche Baude war auch die uralte, wettererprobte Spindlerbaude auf dem breiten, verkehrswichtigen Paß, die wir Kinder sehr liebten. Sie war wie alle Häuser im Gebirge aus gewaltigen unzerstörbaren Fichtenstämmen zusammengesetzt und obendrein gegen Sturm und Schnee eindringlichst mit Holz verschalt. Vielleicht war sie ein bißchen größer und stattlicher als die anderen Bauden, besonders als die um sie verstreut liegenden übrigen Spindlerbauden, so habe ich sie wenigstens in Erinnerung. Die Hollmanns, hieß es immer, seien reiche Leute, hätten nicht einen Heller Schulden und bezahlten ihre Steuern fast pünktlich. Kein Wunder, daß die früh verwaiste einzige Erbin als reiches Mädchen galt, hüben wie drüben. Hüben war Preußen und drüben das alte, von uns sehr ins Herz geschlossene kaiserliche Österreich.

Gottlob, jetzt war sie schon zu sehen mit ihren vielen gleichmäßigen Fenstern, ihrem abfallenden Dach, gewaltig groß gegen den weißblauen Himmel, und die kleinen fünf- und sechsjährigen Beinchen mühten sich, die letzten hundert Meter des schier endlosen Weges vom Tal herauf neu beschwingt zu erklettern. Aber da gab es ganz unerwartet einen Puff, daß man glaubte, umfallen zu müssen. Der Wald war zu Ende, wilder Sturm tobte pfeifend über den Ramm. Hilfesuchend griffen die kleinen Hände nach denen der Großen. Jetzt war es nicht mehr möglich, auch nur das kleinste Gänseblümchen zu pflücken, und an den schön gefiederten Köpfen des Teufelsbartes war man gezwungen, nur aus den äußersten Augenwinkeln schielend, vorüberzugehen. Trotzdem stolperten die kleinen Beine natürlich über die vielen spitzen Steine da oben und: „Paß doch auf den Weg auf“, hieß es dann. Das Kindermädchen Emilie hatte nicht gerade ein biegsames Handgelenk.

Atemlos, mit hochroten Backen und zerzausten Haaren wurde man endlich durch die nur mühsam offenzuhaltende Eingangstür in die Baude geschoben.

Da war zunächst ein hölzerner Vorraum, auf der einen Seite verglast, ich weiß nicht mehr, wie die Leute ihn nannten, und dann kam man in den mit großen Steinen ausgelegten halbdunklen Flur, in dem es erst schwer war, sich zurechtzufinden.

Hier war lautes, geschäftiges Treiben: gewaltig knallten die eisenbeschlagenen Stiefel der Männer aufs Pflaster, schwirrten die rauhen Stimmen der Träger durcheinander, war der Lärm aus Küche und Ställen zu hören. Und hier roch es auch endlich warm und köstlich, wie wir Kinder es nannten, nach Baude.

Es ist nicht zu sagen, was das für ein Geruch war. Wahrscheinlich setzte er sich aus dem Duft des Holzes und dem Geruch



von Pferden und Rügen, von Pfeisentabak und Bergkräutern zusammen. Aber es können wohl noch hundert andere Ingredienzien dabei gewesen sein.

Im Vorraum stellten die Männer ihre Traglasten ab. Manchmal hatten sie das Gepäck von Bergsteigern darauf, die am selben Tage noch bis zur Schnee grubenbaude wandern wollten, oder gar über die Koppe bis zum Riesengrund; aber meistens trugen ihre Kragen Risten mit Käse und Butter, oder Waren, die sie in den Tälern geholt hatten und übers Gebirge in entferntliegende Bauden oder auch in das Nachbarland befördern wollten, von hüben und von drüben. Sie setzten sich dann auf die Bänke an der Wand, einen Holztisch vor sich, und löffelten langsam und bedächtig einen großen, irdenen Topf Kaffee mit Milch aus, in den sie ihre mitgebrachten dicken Brotkranten einbrockten. Die Kinder staunten, daß die lange, dunkle Tabakspfeife dabei nicht aus dem Munde fiel, sondern im Gegenteil sehr friedlich und munter weiterqualmte. (Sie hing ganz fest und sicher in einer der unteren Zahnlücken.)

Auch war es sehr zu verwundern, was diese dunklen, holprigen Gebirge von Männergesichtern für himmelblaue, kleine Augenseen hatten. Damit lächelten sie den Kindern freundlich zu, wenn sie vorsichtig mit neugierigen Blicken an ihnen vorübergingen.

Die Gaststube — die Baudenleute nannten sie noch immer die Spinnstube — war ein großer viereckiger Raum mit vielen Tischen und Stühlen und einer rings um die Wände verlaufenden Bank. Das Auffallendste darin — gleich, wenn man hereinkam, sah man es — waren die beiden in Gold gerahmten Bilder vom Kaiser und von der Kaiserin von Österreich. Die hingen dicht unter der dunklen Balkendecke, etwas schräg, damit sie besser zu sehen waren.

Der Kaiser hatte einen großen Bart. Die Kinder liebten Bärte nicht. (Es war scheußlich, Männern mit Bärten einen Fuß geben zu müssen.) Aber die Kaiserin war schön, ja rätselhaft schön, und so absonderlich mit dem unwahrscheinlich langen, blauschwarzen Haar über dem Rücken und der schweren Zopfkrone auf der Stirn, daß man darüber fast den großen, hölzernen Rübezahl vergessen hätte, der auf dem Wandbrett in der Simmerekcke nach Bewunderung verlangte.

Franziska Hollmann kam sofort mit ihren blanken, roten Backen und dem dunklen, krausen Haar und gab den Kindern die Hand, einem nach dem andern. Sie kannte sie alle ganz genau und nannte sie mit Namen, und das gab ihnen ein Gefühl, als wären sie von Olms Zeiten her mit ihr verwandt. Dann ging Franziska lachend und plaudernd zum Herd zurück und briet über dem offenen, gewaltig roten Feuer die herrlichsten, knusprigsten, goldgelben Eierkuchen, die man sich nur denken konnte. Dazu gab es Himbeersaft, duftenden Gebirgshimbeersaft für die Kinder; und Brot und kleine runde Käse für die Großen.

Nach dem Essen sollten die Kinder ein wenig ausruhen; denn sie waren ja fast drei Stunden tüchtig geklettert.

Das schmale, weißgealkte Zimmerchen neben dem Boden roch nach Heu, und die mächtigen, ein bißchen feuchten Ober- und Unterbetten waren auch ungewohnt und interessant. Aber draußen auf der großen Wiese meckerten die Ziegen, und durch das kleine Fenster am Kopfende der Betten war deutlich zu sehen, wie ein Schwein mit einer Wurzelbürste bearbeitet wurde und fürchterlich dabei schrie. Und vom Walde herüber kam jetzt die rotbunte zahlreiche Viehherde der Baude gezogen und himmelte so verführerisch mit ihren großen, bronzenen Glocken.

Wer hätte da schlafen können?

Alle Müdigkeit war vergessen, die kleinen Beinchen taten gar nicht mehr weh. Mit einem Ruck waren die Kleider wieder übergestreift, und nun kam das Schönste vom Tage: Der Wind hatte sich gelegt, die Kinder durften mit all dem Getier auf dem Baudenplan herumspielen.

Was die Kühe für eigenartige blonde Wimpern hatten, und wie schnell die Ziegen beim Fressen ihre schmalen Unterkiefer hin- und herschoben! Und was war das für ein wunderbarer Geruch, wenn man sich ins Gras fallen ließ und mitten in lauter kleinen, lila Blütenköpfen liegen blieb?

Würde man das Summen der dicken, samtigen Hummeln jemals wieder vergessen können?

Nein, daß es Menschen gab, die freiwillig in der Stadt blieben! Und wie der Wind jetzt brauste in dem großen, schwarzen Wald da drüben hinter der letzten Spindlerbaude!

Die Berge ringsum waren plötzlich ganz blau geworden, richtig veilchenblau, und sahen so unwirklich durchsichtig aus, als wären sie gar nicht aus Erde gemacht. Die Kinder mußten mit Spielen innehalten. Eins von ihnen hatte das weiße Ziegenböcklein mit den schwarzen Füßen fest an sich gedrückt und kauerte mit weit offenen Augen still und verzückt in dem hohen Heidebeerkraut. Schauer flogen über die kleinen Seelen. —

Aber da war inzwischen der Schwarze eingetroffen, der Schreier-Franzel, und das gab natürlich einen Aufruhr unter den Kindern.

Man wußte ja, daß man sich nicht vor ihm zu fürchten brauchte. Wenn er sich auch nicht wusch, so rieb er sich doch mit den verschiedensten Salben ein, und das sollte ebenso gut sein und sauber halten wie Wasser. Wie oft hatten die Kinder dies sagen hören. Auch daß er keiner Fliege etwas zuleide tat, war weit und breit bekannt. Aber es war dann doch, lieber Gott, im ersten Augenblick ein rechter Entschluß, ihm die Hand zu geben, und sie nicht hinterher wenigstens am Kleide abwischen zu dürfen — denn das hätte er doch gemerkt — und auch freundlich zu lachen, ohne daß die Mundwinkel zuckten.

Die Kinder gewöhnten sich ja dann immer wieder sehr schnell an die unheimlich schief stehenden kohlschwarzen Vogelaugen, an das kleine, runzlige Tatarengesicht mit den vielen struppigen, dunklen Haaren. Ja die Kinder wurden allmählich übermütig im Genuß ihrer eigenen Tapferkeit und baten den Schreier-Franzel, Geschichten zu erzählen.

Wer der Schreier-Franzel war, hatten die Kinder längst von Franziska gehört.

Vor vielen, vielen, endlos langen Jahren hatten Baudenleute ihn als schreiendes kleines Bündel, nicht weit von der Spindlerbaude, gefunden, so hatte Franziska erzählt. Die Hollmanns hatten dafür gesorgt, daß der Findling getauft wurde, und da man keinen anderen Namen wußte, hatte man ihn Schreier genannt. Den Namen Franz hatte er dann noch dazu bekommen, weil fast alle Männer dort oben Franz hießen, wenigstens gut die Hälfte, die andere Hälfte hieß Joseph oder Johann. Wie hätte man auch besser heißen können?

In die Schule hatte der Franzel nicht zu gehen brauchen. Er hätte weit

laufen müssen, damals, wohl gar bis nach Spindelmühle hinunter.

So wuchs er mit dem Vieh auf, lernte Holz hacken und Hörnerschlitten bauen, und später ging er mit Lasten übers Gebirge. Alle Butter, die auf den Spindlerbauden gemacht wurde, trug er bis nach Warmbrunn oder Hirschberg. Das waren täglich viele Stunden Wegs.

Aber sah er nicht doch fremd und unheimlich aus, wie er dort auf der Bank vor dem großen Kaffeetopf hockte und erzählte? Aber den schönsten Geschichten von Zwergen und guten Feen wurden die Kinder die Angst, er könne sich plötzlich entsetzlich verwandeln, nie ganz los. Seine schönste Geschichte war die von der geizigen Gutsfrau und dem armen Pilzweiblein, das gar kein Pilzweiblein war, sondern eine schöne Fee, die nur gekommen war, um das Herz der Gutsfrau auf die Probe zu stellen. Damit kam man dann leider nie zum Ende. Die Kinder wurden geholt, es war höchste Zeit, sich zum Abmarsch fertigzumachen. Sie gaben dem Schwarzen die Hand und machten einen Knix, und erst als sie schon ziemlich weit weg waren von der Baude, und der Schwarze vor der Tür stand und ihnen nachwinkte, drehten sie sich noch einmal um und riefen: „Komm uns bald besuchen, Franzel!“ —

Und dann waren da die Täler, lieblich und besonnt, voll grünenden Getreides, durchplätschert von dem kristallklaren Wasser der Gebirgsbäche, mit weiten Wiesen voll Glockenblumen und Zittergras und großen, weißen Sternmargueriten.

Das war wieder eine ganz andere Welt, und für die kleinen empfindsamen Gemüter geeigneter als die unerklärlich geheimnisvolle Urweltstimmung der Hochmoore oder die grimmig faltigen Profile der grauen Granitberge, deren Herkunft so alt war, wie die Kinder gar nicht denken konnten.

Morgens beim Aufwachen hörten sie als erstes das Rauschen des Bergbaches, und gleich sahen sie in Gedanken die vielen himmelblauen Vergißmeinnichtchen, die immer da standen, wo ein Sonnenstrahl durch die dichten Wipfel der Tannen fiel.

Die Stube war ganz hellgrün, so sehr schien draußen die Sonne durch das Laub, und es gab so vieles zu freuen, daß man an die Spindlerbaude und den Schwarzen gar nicht mehr recht denken konnte. Sicherlich würden heute die Heckenrosen drüben am Waldrand aufgeblüht sein, und bei der Wassermühle durfte man Holzstückchen schwimmen lassen, und selbst wenn man dabei ins Wasser fiel, war es kein Unglück; denn das Wasser war nicht sehr tief.

Die Lehrersfrau würde den Kindern wieder Blumen aus ihrem kleinen Garten schenken, vielleicht Stiefmütterchen oder sogar Pfingstrosen, und wenn sie Glück hatten, trafen sie den Jäger am Nachmittag, und der nahm sie mit in den Wald und führte sie zu einer einsamen, sonnigen Bergwiese, wo sich sonst kein Mensch hintraute. Und dort würde es nur so funkeln von reifen, roten Walderdbeeren — —

So würde auch dieser Tag wieder schön sein bis zum letzten Sonnenstrahl.

Kam dann das große Schweigen der Berge auch über das kleine Dorf, wurden die Kinder zu Bett gebracht, und nur eins oder das andere guckte noch einmal schnell durch den weißen Vorhang vor dem Fenster, hinauf zum Ramm, ob auf der Schneefoppe vielleicht ein einsames Lichtchen brannte — oder war es etwa ein Stern, was da oben so zwinkerte?

Ja, das waren noch andere Zeiten im Riesengebirge, als wir Kinder waren.



Der Schwarze von der Spindlerbaude

Von Walter Dreßler-Hirschberg

In diesen Tagen waren 25 Jahre verflossen, seit ein Original des Riesengebirges verstorben ist. Das Original hieß Franz Schreyer und war geboren im Jahre 1844 in Nieder-Langenau bei Hohenelbe — mehr wußte man nicht von ihm oder er von sich. Aber was in den siebziger Jahren bis ins neue Jahrhundert hinein die Mitte des Riesengebirges besuchte, das kannte den Schwarzen.

Der dunklen Herkunft des Schwarzen entsprach sein Äußeres, und daher hatte er auch seinen Beinamen, der schon früh als der eigentliche galt. Die Bezeichnung mit diesem Farbton war sehr passend, denn wenn einer die Ofen kehrt und sich niemals wäscht, so muß das schließlich auf seinen äußeren Menschen abfärben. Eigentlich hat es der Schwarze nicht verdient, daß ihn Gerhart Hauptmann in seinem „Emanuel Quint“ unter dem Namen des böhmischen Josef zum Judas gestempelt hat, denn der Schwarze war eine Seele von einem Menschen, wenn er auch vielleicht hie und da ein wenig geschmuggelt hat, was auch noch nicht einmal erwiesen ist. Wenn er es tat, so sicherlich nur im Interesse des alten Hollmann von der Spindlerbaude, an dem er mit aller Kraft seiner gar nicht schwarzen Seele hing und den er auch aus der brennenden Spindlerbaude rettete. Daß die beiden aufeinander eingeschworen waren, das kam so.

Nachdem der Schwarze seine Jugend mit Ofenkehren in Böhmen und Ungarn verbracht hatte — einmal auch als Begleiter einer Zigeunerbande, zu der er äußerlich ausgezeichnet paßte —, fand er sich auf der Spindlerbaude ein, und Hollmann machte ihn zum Ruhhirten. Gegen den Befehl trieb aber der Schwarze die Kühe am Hang der Sturmbaude zu hoch hinauf, als dort noch Schnee lag, und eine des Skilaufs unkundige Kuh verunglückte dabei. Der Schwarze wartete nicht ab, was Hollmann dazu sagen würde, sondern begab sich nach Ober-Hohenelbe zu dem Bauerngutsbesitzer Ferdinand Meißner, wo er zehn Jahre blieb. Dann lockte es ihn aber wieder zur Höhe. Hollmann äußerte zu mir, daß er ihm keine Vorwürfe wegen der Kuh gemacht habe, denn Franz wäre dann sofort wieder verschwunden. So blieb der Schwarze oben, und fortan war ihm keine Last so schwer, daß er sie nicht für Hollmann geschleppt hätte. Einmal hat er an einem Tage zweimal den Ab- und Aufstieg nach Spindelmühle gemacht, jedesmal mit zwei Zentnern auf der Krage.

Die Fremden waren rein verliebt in den Schwarzen und holten ihn zu allem möglichen Alk heran, der in den siebziger und achtziger Jahren in der Spindlerbaude und auf der Baudenwiese getrieben wurde. So oft der Schwarze auch dann zum Böslauer aufgefordert wurde, er trank doch nie über den Durst und war auch sonst sehr mäßig und immer freundlich und gefällig. Nur Hohn und Spott vertrug er nicht. Zwei Leidenschaften besaß er jedoch: die Arbeit für Hollmann und das Lotteriespiel. Er kaufte Lose in Massen und soll auch mehrfach gewonnen haben, aber es waren wohl immer nur kleinere Beträge.

Der Schwarze blieb das Faktotum der Spindlerbaude auch nach Hollmanns Tode. Als aber im Jahre 1898 auch Frau Hollmann, geborene Spindler, starb, begab er sich wieder auf Wanderschaft, handelte mit Mehl und Wein und ließ sich von den Fremden als Wundertier bestaunen. Das war aber sein Unglück; denn der bisher so nüchterne Franz begann zu trinken und zu schwindeln. Als er merkte, daß den Fremden seine erfundenen Schmuggelgeschichten gefielen, mußte er die Situation gründlich aus. In diese Zeit fiel auch sein berühmter Besuch beim Oberbürgermeister Kierschner in Berlin. Er begab sich dort ins Café Bauer, wo ihn die Kellner als verlaufenen und über die Massen dreckigen Zigeuner sogleich an die Luft setzen wollten. Der Schwarze verstand aber etwas vom Gasthauswesen und verlangte energisch, bedient zu werden, da er sehr gut bezahlen könne. Als er nun seine Tasse Melange mit

einem Hunderter bezahlte, holte man die Polizei, die ihm aber auch nichts tun konnte, denn des Schwarzen Papiere waren vollkommen in Ordnung. Da spielte Franz Schreyer seinen Haupttrumpf aus und verlangte kategorisch die Adresse seines Freundes, des Oberbürgermeisters. Achselzuckend begab man sich ans Telephon, aber wie erstaunt war man, als Kierschner freudig zustimmte: „Ja wohl, den schicken Sie nur zu mir, das ist mein alter guter Freund!“ — und mit höhnischem Grinsen in die verblüfften Gesichter der Kellner zog der Schwarze los, um den Oberbürgermeister zu besuchen.



Zeichnung von Erich Fuchs

Schließlich aber hatten die Fremden den Schwarzen völlig verdorben. Er renommierte mit seiner bestechenden Erscheinung und verkaufte schließlich in einem Breslauer Gartenlokal am Weidendam sein Bild auf einer Postkarte, erzählte Räubergeschichten und trank tüchtig. Hin und wieder geriet er auch noch auf seine Spindlerbaude, wurde aber kränklich. Sein alter Mehllieferant, der Bäckermeister Stiller in Spindelmühle, sorgte rührend für ihn, behielt ihn bei sich und schaffte ihn auch, nachdem der Schwarze im Dufel sein Bett im Straßengraben gesucht hatte, ins Hohenelber Krankenhaus, wo er starb, wohl auch deshalb, weil er dort zum erstenmal in seinem Leben ein Bad hatte über sich ergehen lassen müssen.

Trotz aller Lotteriegewinne hat der Schwarze nichts hinterlassen. Er hätte heuer sein 90. Geburtsjahr feiern können, wenn ihn nicht der Alkohol gebrochen hätte, denn Franz Schreyer war sonst eine eiserne Natur. Wenn er heute irgendwo „scheecht“, dann sicher auf dem Wege Hain—Spindlerbaude—Hohenelbe.

Erinnerung

Don H. Leis

Grauer Septemberabend . . . —
Noch brennt die Lampe nicht.
Aus verstaubtem Sach
Zieht meine Hand ein Buch
Mit alten Gedichten.
Und aus den Blättern
Fällt ein Zweiglein Knieholz.
Ein Duft nach grünen Wäldern
Und blauen Bergen dringt
Aus den trocknen Nadeln.
Und langsam, ganz langsam
Steigen sie auf, meine Berge
Im fernen Osten.
Und wieder seh ich die hohen Wiesen;
Der Kammwind streicht mir durchs Haar,
Und zwischen den Felsen grüßen mich
Tiefblaue Seen,
Über die sich ein Himmel wölbt,
Ein Himmel,
Wie nur du ihn kennst, meine Hei mat.
Ein einziges weißes Wölkchen
Segelt schweigend dahin.
Und unter mir rauschen die Wälder,
Rauschen ein Lied

Von Sonne und Glüd,
Von Glüd und Liebe.
Und ich zieh weiter
Dahin in seligem Träumen
Und lausche den glüdlichen
Liedern, die der Wind mir
Zuträgt aus alten Bauden.
Und wandre, träume und blide
Hinab in das goldene Tal, wo
Reiche, herrliche Städte
Daliegen im Glanz
Einer strahlenden Sonne.
Und weiter, weiter zieh ich
Über die Wiesen,
Zwischen murmelnden Quellen
Und knorrigem Knieholz,
Durch das der Kammwind tönt
Wie durch Aolsharfen.
Und unter mir, zwischen granit'nen Hängen,
Glihern die Wellen des Sees,
Wie im Märchen tönt
Das Glöckchen hinauf aus der Baude,
Die, an die Felsen des Ufers
Gelehnt, dort liegt.

So wandre ich glüdlich den ganzen Tag.
Bis aus dem Tal allmählich ein Dunst aufzieht,
Erst fein wie ein Schleier,
Dann dichter und dichter,
Bis mich ein Nebelmeer
Umgibt, wallend und wogend . . .
Und ich wandre einsam hin,
Von Wolken umhüllt, über feuchte Wiesen
In denen mein Fuß versinkt.
Ein feines Rieseln
Von Tröpfchen und Quellchen
Dringt an mein Ohr, wie das Flüstern
Geheimer Gnomen,
Die in dem brauenden Meer
Unsichtbar schweben.
So schreite ich über den Kamm der Sudeten,
Bis er langsam versinkt vor meinen
Träumenden Augen;
Und wie ich verwirrt sie öffne,
Seh ich mich fern vom Gebirge
In meiner dämmrigen Stube . . .
Und draußen Septembernebel.
Ein einziges Zweiglein Knieholz
Erinnert mich noch an die Berge.

Geschnitzte Figuren als Bienenwohnungen

Erzeugnisse der Volkskunst

Von M. Hellmich

Schlesien ist, ähnlich wie Thüringen, durch die Handfertigkeit und die Basteleien seiner Bewohner bekannt. Die schlesischen Krippen zum Beispiel können sich getrost neben solche anderer, dadurch berühmt gewordener Länder stellen. Die Schnitzer sind, angeregt durch einzelne um Weihnachten in den Kirchen aufgestellte Krippen künstlerischen Wertes, früh darauf gekommen, sich in der Schnitzerei von Krippenfiguren zu versuchen, und mancher biedere Handwerker oder Landbewohner hat sich zunächst einfach mit seinem Taschenmesser damit versucht und es bei einem sich einstellenden Erfolge dann auch mit mühsam nach und nach beschafftem geeigneteren Werkzeug zu einer bemerkenswerten Fertigkeit gebracht. Antrieb dazu war der religiöse Sinn und der Wunsch, unter dem Familien-Christbaum das zarte Wunder der heiligen Nacht aufstellen zu können.

Aus dem gleichen Basteltriebe, der sich auch sonst an allen häuslichen Geräten und am Spielzeug für die Kinder betätigte, ist auch eine mehr monumental wirkende Gruppe von Schnitzereien entstanden, die geschnitzten Bienenbeuten. Soweit sie sich auf die Darstellung von Tieren beschränkten, kann man die an sich absonderlich wirkende Idee solcher Verkleidung einer Zweckanlage, wie es gerade die Bienenbeute ist, noch verstehen. So hat zum Beispiel zur Nachbildung von Löwen zweifellos die biblische Geschichte von Simson — Richter 14, 14 — die Anregung gegeben. Die beiden Löwen, früher im Kreise Goldberg-Haynau und jetzt in dem Museum von Liegnitz aufgestellt, lassen den bibelfesten Beschauer unwillkürlich an das Rätsel Simsons denken: „Speise ging von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starken.“ Auch die Verwendung der Gestalt des Bären, eines



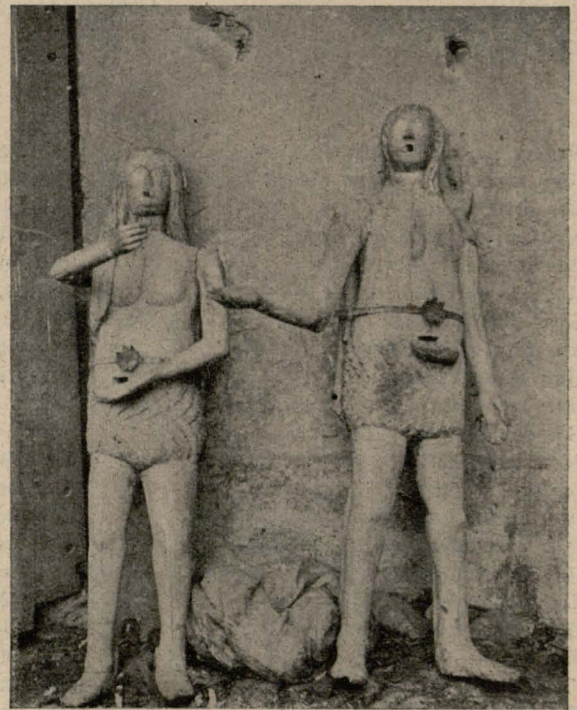
Bienenstöcke als Löwen

Früher Mobelsdorf, Kreis Goldberg-Haynau, jetzt Liegnitz, Museum

bekannten Honigliebhabers, dem wegen seines dicken Pelzes die überfallenen und beraubten Bienen nichts anhaben können, ist deswegen verständlich. Ein solcher Bär steht in Runzendorf, andere sind im Laufe der Zeit verschwunden, über die nur noch Nachrichten von ihrem Dasein berichten. Über diese Bahnbrecher hinaus aber spielt die Phantasie frei und formt zum Beispiel eine Kuh, die im Volkskundemuseum bei Salzburg untergebracht ist, oder Reh und Hirsch, wie sie in Bunzlau stehen. Hier ist eine Verbindung zwischen Zweckbestimmung und äußerer Form

nicht mehr zu erkennen; sie wirken daher als befremdliche Verkleidungen.

Gradezu barock aber wirkt es auf den Beschauer, wenn eine Beute als menschliche Figur hergerichtet wird. Allerdings muß zugegeben werden, daß die aufrecht stehende Klobbeute den Gedanken nahelegen konnte, zumal dazu noch ein weiterer Anlaß hinzutritt. In gewissen Gegenden Deutschlands, z. B. in der Nienburger Gegend, stehen noch heute zwischen den Strohkörben einzelne, auf deren Vorderseite ein Gesicht oder eine kleine menschliche Figur entweder auf ein Brett aufgemalt oder plastisch aufgelegt angebracht ist, die sogenannten Bannkörbe oder Immenwächter, die also einen Abwehrzauber bedeuten. Es ist kein Zweifel, daß dies die letzten Spuren eines alten magischen Brauches sind, der in ähnlicher Weise schon in den vorgeschichtlichen Zeiten erkennbar ist. Damals brachte man auf den Aschenurnen der Verstorbenen entweder nur Augen an, die im Volksglauben apotrophäische Bedeutung haben, oder im Verlaufe der weiteren Entwicklung ganze Gesichter mit Ohren, Nase und Mund, die sogenannten Gesichtsurnen; schließlich vervollständigte man die Darstellung durch Andeutung von Armen und Händen, Schmuck und anderen Zutaten zur Darstellung der menschlichen Figur, soweit es die Form des Gefäßes zuließ. Ähnlich so dürfte sich vielleicht bei den Beuten die Entwicklung vollzogen haben, indem der Zeidler nicht nur sein Zeichen in den Baum hieb, das doch nur diebische Menschen abschreckte, sondern daß er gegen tierische Räuber auch noch Kräfte der Magie anwendete, indem er Augenbilder an die Beutebäume malte, die dann der Beute folgten, als sie ans Gehöft gebracht und im Garten aufgestellt wurden. Die Weiterbildung ist heute durch die mit Gesichtern geschmückten Beuten und die oben erwähnten Immenwächter angedeutet und könnte dann wohl auch noch durch den Nebengedanken gefördert sein, daß der Anblick lebensgroßer Vollfiguren den doch meistens nachts anschleichenden Dieb verschrecken kann. Dazu tritt noch weiter der Umstand, daß man bei älteren Beuten vorzugsweise Gestalten der Bibel oder von Geistlichen antrifft, bei denen an Stelle des magischen Zaubers die religiöse Scheu eine Verabung verhindern sollte. Ähnliche, nur im Unterbewußtsein wirksame Vorstellungen schufen vielleicht auch die Soldaten- und Jägerfiguren oder fremde und gefürchtete Volkstypen, wie Türken, Neger und Indianer. Bei letzteren können allerdings auch Weltereignisse, wie die Türkenkriege oder das Erwachen des Kolonialgedankens, eine Rolle gespielt haben. Von Regern kenne ich in Liegnitz, als einzig in Schlesien, nur ein weibliches Stück, sehr kokett mit weißem Unterzeug, langärmeligem Kleid, Strohhut und Sonnenschirm ausgestattet, und ebenso nur einen Indianer, den Kopf von Flachseiffen. Die Gestalt eines Schneemannes, die gelegentlich eine Rundfunkzeitung brachte, als Bienenbeute zu verwenden, einen



Adam und Eva

Zobten, Kreis Schweidnitz.

solchen Gedanken muß man gradezu als Verirrung bezeichnen.

In Schlesien sind Beuten mit aufgelegten Gesichtern nicht häufig, wie sie z. B. Grüwels in seinem Werke „Brandenburgische Bewehrte Bienen-Runst“ von 1696 mit einer drehenden märkischen Klobbeute und der Skulptur eines Riesengesichtes zeigt. Nach den von Dr. Klose in den Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften im Aufsatze „Über Waldbienenzucht usw.“ genannten Klobbeuten mit aufgenagelten Tongesichtern in Nieder Bielau, Kr. Reichenbach(?) sind alle Nachforschungen vergeblich gewesen. Dagegen habe ich zwei drehrunde Beuten bei Breslau gefunden mit den plastischen Gesichtern eines Sultans und einer Sultanin und in Flachseiffen eine Kastenbeute mit der Flachseifferei eines Indianer-gesichts.

In ziemlich hohem Relief, auf runde Beuten aufgelegt, stehen in Alt Altmannsdorf drei Beuten mit den heiligen drei Königen, jeder von einem kleinen Diener begleitet. Sehr beliebt scheint auch die Darstellung von Adam und Eva gewesen zu sein. Wenigstens habe ich sie zweimal in Schlesien gefunden: einmal in wenig ansprechender, sehr „hölzerner“ Stellung in Zobten und nicht mehr bewohnt und ein zweitesmal in Klein Saabor als recht ansprechende Figuren, Adam mit warnender



Die heiligen drei Könige

Alt Altmannsdorf, Kreis Frankenstein



„Die zwölf Apostel“ in Höfel, Kreis Löwenberg

Der Hohenpriester, Moses, Abraham mit dem kleinen Isaak und zwei Apostel

Gebärde neben der ihm den Apfel anbietenden Eva, und beide ursprünglich nur mit einem breiten Blätterkranz bekleidet. Aber der nackte Oberkörper der Eva muß wohl Anstoß erregt haben, denn jetzt trägt Eva ein hellseidenes, buntgestreiftes Leibchen! Ähnlichen, aber wohl begründeteren Anstoß haben die Figuren eines großen Bienenstandes bei Leobschütz erregt, da er auf polizeiliche Anordnung wegen Erregung öffentlichen Argernisses beseitigt werden mußte.

Den schönsten und eigenartigsten Bienenstand findet man in Höfel bei Löwenberg bei dem Bogtschen Gute. Er heißt im Volksmunde „Die zwölf Apostel“ und enthielt 20 menschliche Figuren, von denen zwei jetzt an das Berliner Volkskundemuseum abgegeben worden sein sollen. Unter diesen Figuren sind die wahrscheinlich ältesten derartigen Beuten wohl die alttestamentlichen Gestalten von Moses, Aaron, Petrus, Paulus und Simeon, die noch auf die Zeit zurückgehen könnten, zu der Höfel noch Klosterbesitz war. Ihnen reihen sich Angehörige des geistlichen Standes an, ein Bischof, ein Abt, ein Mönch und eine Äbtissin. Weiter ist eine Anzahl männlicher und weiblicher Bauernfiguren vertreten, deren Tracht auf die zweite Hälfte des 17. und auf das 18. Jahrhundert hinweisen, in deren Mitte der frühere Besitzer Überschar, ein seinerzeit bekannter Imker mit Wabenzange und Räuchergefäß, das Ganze flankiert von zwei Wächtern. Überschar hat die letzten drei Figuren und angeblich auch eine Polenfigur mit recht ansehnlicher Schnapsflasche um 1800 in Löwenberg bei einem Holzschnitzer machen lassen. Die Bauernfiguren, Männer und Frauen, kommen auch sonst noch in Schlesien vor.

Die Schwierigkeit bei allen diesen Figuren, das Anflugbrettchen passend und unauffällig anzubringen, ist bei der Mehrzahl der Höfelder Figuren in befriedigender Weise gelöst. Höchste eigenartigkeit hat sich der Schnitzer des Indianerkopfes geholt, indem die aus dem Munde vorgestreckte Zunge diese Funktion übernimmt.

Am beliebtesten scheint die Darstellung von Türken gewesen zu sein. So steht in Göriseiffen, Kr. Löwenberg, und in Hochkirch, Kr. Liegnitz, je ein Türkenpaar, Mann und Frau in ganzer Figur, während die Masken eines solchen in Glockschieß, Kr. Breslau, schon erwähnt sind. Ebenso gibt es je zwei männliche Türken in Braunau und in Klein Reichen, Kr. Lüben. Diese Vorliebe für die Türken muß sich wohl noch, da die Figuren ziemlich alt erscheinen, aus der Zeit ihrer Kämpfe mit den Griechen oder, neueren Datums, mit den Russen herleiten, da sonstige Gedankenverbindungen nicht ersichtlich sind.

Aus dem eigenen Erleben der jetzigen Besitzer, die sich auch selber meistens als Verfertiger betätigt haben, stammen die



Zwei Türken

Klein Reichen, Kreis Lüben

zahlreichen Jäger- und Soldatenfiguren, wie sie z. B. in der Steinauer Heimatsammlung zu sehen sind. Ein Soldat, gleichfalls aus der Zeit vor 1914, steht noch in Merzdorf, Kr. Sagan, und gleich vier anderen nach dem Schlusse des Weltkrieges in den neuen Uniformen, einer von ihnen sogar als türkischer General, in Tillendorf bei Bunzlau. Andere sind inzwischen, wie ich feststellen konnte, zerfallen und zuletzt ins Feuer gewandert, ein Schicksal, welches wegen des vergänglichen Werkstoffes und ihrer Aufstellung im Freien leider in kürzerer oder längerer Frist allen diesen Erzeugnissen einer echten Volkskunst mit allen ihren Vorzügen und Schwächen vorausgesagt werden muß. Daß sie sich nebenbei auf dem Abstieg befindet, dafür ist wohl der beste Zeuge eine Beute, die einen modernen Gent mit Stehuhmlegefragen darstellt und in Hartau, Kr. Sprottau, stehen soll.

Wertvolle Beuten in einigen guten Stücken durch Unterbringung in Museen und Heimatstädten zu schützen, erscheint als unabwiesbare Pflicht wahrer Heimatliebe, da sie hier durch Konservierung und pflegliche Behandlung kommenden Geschlechtern eine Vorstellung des Verlorenen geben können, wenn einmal diese lebenswürdige Kunstübung im Volke erloschen sein wird.

Das Bienenfeuer

Von O. Th. Stein



Hannes, nimm heut a Honigkucha aus!“ hatte der Großbauer Gottlieb Weirauch im Rameraldorf Cunnersdorf seinem Knecht Hans Rülke am 30. Mai 1616 die Arbeit angewiesen.

„Vallechte, daß die vom Rat morne zum Markt a weng brauchen. S' mechten a poar Toaler eikum. Die Loasten derquetschen een ju baale!“ fügte er bekümmert hinzu, als ihn die Bäuerin verwundert ansah.

„Ike scho, Gootlieb?“ fragte sie, „'s werd no ni viel hon!“

„Nu, nu, Zeit gehot hoan se genug, de Vienla. Wus heuer doch schon asu lange worm is.“

Hans Rülke schlenderte hinaus.

„Daber irschte de Murgenoarbeit, Hannes!“ rief ihm der Bauer nach.

„Ju, ju, Bauer!“

Und dann nach der Mittagsrast: „Hannes, d'r Honigkucha!“

Rülke ging in die Küche, füllte eine eiserne Pfanne mit glühenden Holzkohlen und stakte nach hinten in den Garten, wo die Bienenstöcke standen.

Vom Riesentamme wehte ein böser Sturm herab. Moza-goatls Wetterwolke stand bedrohlich dunkel am Gebirge und brütete Gewitterschrecken.

Aus der Pfanne riß der Wind mit wilder Kraft ganze Funkengarben und streute sie umher. Den Knecht scherte es nicht.

Vom Zaun herüber rief halblaut die junge Magd des Nachbarn: „He, Hannes!“

Der Knecht stellte die Pfanne zur Seite auf einen breiten Pflock und war mit großen Schritten, die sonst nicht in seiner Art lagen, am Zaune.

„Woas is'n, Barbra?“ fragte er zärtlich. Ein paar Worte mit seinem Schas zu reden, würde wohl noch Zeit sein. Das

bissel Honig war schnell ausgenommen, und die Kohlen würden, solange er schwaste, wohl auch nicht ausgehen.

Sie gingen nicht aus. Der Wind blies ja mit boshaftem Eifer hinein. Funke um Funke flog von der Pfanne ab und verschwand durch die Lüfte.

Die beiden am Zaune merkten nichts davon. Die Zipfelmütze rutschte dem küssenseifrigen Knechte bei der Unterhaltung in den Nacken.

Bis die blonde Barbara plötzlich laut aufschrie:

„Jeses — unse Dach brennt ju!“

„Feurio — Feuer!“ schrien beide aus vollem Halse, denn schon schlug von Nachbars Strohdach eine düstere Flammenhand unter dickem Rauch hochauf in die Mittagsbläue des Himmels.

Mit Stangen, Leitern und Eimern eilten die Leute schreiend zusammen.

Aber der Bergwind fauchte höhnisch. Er war schneller und mächtiger als die lahmen Menschlein. Begnügte sich nicht mit der bequem gelegenen Beute, trug Brand um Brand weiter ins Dorf, hinüber zum Anbau der Rosenau, wo die neuen Bauern angesetzt waren.

Und er tat sein Werk gründlich und sauber. Kein Funke ging verloren in der Dächerzahl. Jeder zündete. Dort ging eine Scheune, da eine Wohnkate — alles war ja hölzern und strohgedeckt — dort drüben ein Viehstall zuerst in Flammen auf.

Da war kein Helfen möglich. Soviel auch Wasser der noch frühlingsgeschwellte Zaun hergeben mochte, es waren nur Tropfen in den Höllebrand, der bald alles mit feurigen Armen umschloß.

Dennoch verloren die Cunnersdorfer nicht den Mut. Allen voran schwang der gewissengepeitschte Hans Rülke unermüdlich den schweren Feuerhaken, riß brennendes Strohdach herab, schaffte da mit dem scharfen Eisen einem schwelenden Brande Luft, reichte sich dann wieder in die Eimerkette, schleppte Leitern herbei und so fort.

Bis nach einigen Stunden der Sturm plötzlich schwieg und die Flammen von selbst zusammensanken, weil das treibende Element fehlte.

Zu den Sechsstädten hinüber hinter Hirschberg waren die zündenden Funken geflogen. Die Cunnersdorfer hatten es nicht

gemerkt, daß auch dort drüben Feuersäule um Feuersäule hochging.

Hirschberg selbst war merkwürdigerweise ganz verschont geblieben.

„Wer geht ab?“ fragte der Schulze die Umstehenden im Angesicht der rauchenden Trümmer.

Ein Schrei der jungen Schreiberbäuerin: „Jeses, der Vater, die Mutter! Hat se kees gefahn?“

Sie lagen unter den verkohlten Balken des Auszughauses. Sonst aber fehlte niemand.

Langsam erst kam der Schaden zusammen. In den Ställen war fast alles Vieh den Betroffenen verbrannt. An 90 Gebäude lagen in Asche.

Und im Hofe des Weirauch-Gottlieb beugte sich die junge Magd Barbara schluchzend über den blutenden Körper des Hannes.

Ein Geistlicher trat herzu, kniete nieder, besah die Wunden: „Sieht böß aus! Bete, Barbara, daß der Herr gnädig sei! Willst beichten, Hannes?“ fragte er milde den eben aus seiner Betäubung erwachenden Knecht.

„Muß ich sterben, hochwürdiger Herr?“ stammelte der von einem brennenden Balken schwer verwundete Hannes Rülke. Und faßte wie suchtsuchend nach der Hand der blonden Barbara.

Der Geistliche zuckte mit den Achseln: „Das weiß nur Gott. Erleichtere nur dein Herz, Hannes. Vielleicht hilft er dann!“

Stockend brachte Hannes leise hervor: „Ich bin schuld, Hochwürden, ich hoa de Kohlenpfanne verwahrloßt, weil de Barbra rief!“ Und ernst schlug der Pfarrer das Kreuz über den Wunden. Er wußte ja, daß Hans Rülke zu sühnen versucht hatte.

* * *

Er wurde wieder gesund, der Hannes. Gott und seine Bauersleute verziehen ihm, zumal das Weirauchsche Haus verschont geblieben war.

Aber der große Brand in Cunnersdorf, dem auch in der Rosenau und den Sechsstädten noch 130 Gebäude zum Opfer fielen, hieß von da an „Das Bienenfeuer“. Die blonde Barbara mochte wohl nicht ganz schweigsam gewesen sein.

Die frühere ländliche Tracht im Kreise Jauer

Von Oskar Scholz, Herzogswaldau

An Wochentagen bedeckte der Bauer den Kopf mit einer schwarzen oder blauen Tuchmütze, die im Winter mit Pelzwerk oder mit Krimmer besetzt war. Ein Tuch von buntem Rattun wurde fest um den Hals vorn zu einem Knoten gebunden. Zum Schließen der mit Überschlagertragen versehenen dunklen Tuch- oder schwarzen Samtweste benutzte man eine Reihe eng aneinander genähter halbkugelförmiger weißer Metallknöpfe. Auch wurde noch eine Weste getragen, welche man Brustlatz nannte, und deren Vorder- und Rückenteil aus einerlei Stoff bestand. Dazu verwandte man Tuch, Samt oder Seide. Sie hatte einen Stehtragen, war bedeutend länger als die bereits erwähnte, endigte am Rücken in schofartige Falten und wurde mit Metallknöpfen geschlossen. Junge Burschen benutzten sie mit Vorliebe im Sommer ohne Jacke.

Die kurze nur bis an die Hüften reichende blaue Tuchjacke, mit weißem Barchent gefüttert, zeigte ebenfalls einen herabgeschlagenen Kragen, sowie ein am Rücken angebrachtes Faltschößchen mit zwei darüber gesetzten Messingknöpfen. Mit eben solchen Knöpfen wurde sie vorn geschlossen, und an den nach außen angebrachten Taschen hing das bunte Taschentuch heraus.

Die schwarzen oder gelben Lederhosen reichten bisweilen nur bis an das Knie, anderenfalls wurden sie am Knöchel festgebunden und von den schweren Schaftstiefeln bedeckt. Auch Hosen von schwarzem Samtmanchester waren sehr beliebt.

Zum Kirchengang trug der Bauer entweder einen schwarzen, runden, niedrigen oder hohen Filzhut, wovon sich letzterer nach oben etwas verbreiterte. Während an der unteren Hälfte dieses Hutes die Haare des Filzstoffes rund herum liefen, waren sie am oberen Teile in die Höhe gestrichen. Der niedrige Hut wurde mit einer bunten Schnur umgeben, deren Enden an der Seite zur Schleife geknüpft etwas über den Rand herabhingen und an denen man noch zwei bunte Bällchen befestigt sah.

Zu der mit echt silbernen oder goldenen Knöpfen besetzten Weste verwendete man sodann buntgemusterten Samt oder buntgeblumten Atlas. Aus der am innwendigen Saum des Beinkleides angebrachten Tasche hing die starkgliedrige silberne Uhrkette mit daran befestigtem Petschaft und Uhrschlüssel heraus.

Der mit langen faltigen Schößen versehene, hinsichtlich seines Zweckes als Kirchentracht sogenannte „Gottestischrock“



war entweder aus schwarzem, blauem oder grünem Tuch gefertigt, an dem ein breiter übergeschlagener Kragen, sowie mitunter echt silberne Knöpfe von der Größe der früheren Fünfmärkstücke als charakteristische Merkmale nicht fehlten.

Im Winter wurde dann noch ein weiter Tuchmantel umgehungen mit mehreren Kragen, von denen die oberen sich immer kürzer gestalteten und den vorn ein großes Messingschloß zusammenhielt. Ebenso beliebt waren auch die unüberzogenen, jedoch mit bunter Stickerei verzierten und mit blanken Knöpfen besetzten Schafpelze.

Als Kopfbedeckung diente sodann eine ungefähr 20 Zentimeter hohe Mütze von schwarzem Krimmer, welche an der hinteren Seite mit einer Reihe von sechs übereinander gesetzten blau-seidenen Bandschleifen geschmückt war.

Als Stock benutzte man zum Kirchgang ein langes, weit über die Hand hinausragendes spanisches Rohr, dessen oberer Teil reichlich mit Silber beschlagen, mit silbernem Knopf und mit buntseidener Quaste verziert war.

Höchst eigenartig war der Anblick der Konfirmanden. Diese paradierten nämlich mit Zylinder, langschäftigen Stiefeln und Lederhosen. Doch das entschieden Drolligste an diesen Gestalten bildete der buchstäblich bis auf die Stiefeleisen hinreichende, langschößige Rock, dessen Ärmel auch noch mitunter zurückgeschlagen wurden. Daß dazu der Schneider so überreichlich Maß genommen, hatte seine guten Gründe. Erstens wurde ein sehr fester und unverwüßlicher Tuchstoff dazu verwandt, zweitens war die Anschaffung eines derartigen Kleidungsstückes für die damaligen Zeiten eine bedeutende Geldausgabe, so daß es eben für eine ganze Reihe von Jahren als Festgewand dienen mußte. Das war auch der Fall, wohl bis zu dem Zeitpunkte, wo der junge Bursche daran dachte, sich einen eigenen Hausstand zu gründen und nun nötigerweise seine Schritte zum Schneider lenkte, um sich den Brautrock zu bestellen.

Alter Tradition zur Folge machte die Braut ihrem Verlobten das Hemd, welches er am Hochzeitstage trug, zum Geschenk. Die oberhalb des Bündchens in viele schmale Falten gelegten Ärmel desselben waren am Handgelenk mit buntem Besatz verziert und knopfloß, jedoch mit Knopflöchern versehen, in welche silberne Durchsteckknöpfe gezogen wurden. Als besondere Eigentümlichkeit ist noch zu vermerken, daß man das Hemd nicht vorn, sondern im Nacken mit Bändern zusammenhielt.

Der Hochzeitsbitter erschien feiertagsmäßig gekleidet hoch zu Roß, seinen Hut mit einem Strauß künstlicher Blumen und buntseidener langer Schleife verziert. Denselben Schmuck erblickte man am linken Oberarm, außerdem hing aus der rechten Hintertasche seines Rockes der mit Nadeln festgesteckte Zipfel eines bunten, aus der linken der Zipfel eines weißen Taschentuches heraus. Blumenschmuck und Taschentücher waren ein Geschenk der Braut.

Die Bauernfrau bekleidete den Oberkörper mit einem schwarzen Samtmieder, aus dem die kurzen bauschigen Hemdärmel hervortraten. Sonntags wurde über das alltägliche Hemd noch ein zweites, das „Oberhemd“, gezogen, das jedoch nur halb so lang, aber von feinerer Leinwand gearbeitet war. Entweder besetzte man die Ärmel mit Spitze, oder sie endigten in ein Bündchen, das sodann mit buntem Besatz verziert war und Knopflöcher zeigte, in welche ähnlich wie bei den Männerhemden Durchsteckknöpfe gezogen wurden.

Um den Hals legte man ein buntgeblumtes Tuch, entweder von Rattun, Wolle oder Seide, dessen vordere Zipfel im Mieder verschwanden. Im Nacken wurde es in Falten gelegt, damit man das Halsband bemerken konnte. An Stelle des Mieders trat später das kurze Leibchen, das man mit Haken und Ösen schloß. Es brachte das Halstuch wieder zur vollen Geltung, indem die vorderen Zipfel nicht unter die Schürze, sondern darauf zu liegen kamen, was namentlich des Sonntags bei Benutzung eines besseren Tuches der Fall war.

Als Jacke bediente sich die Bäuerin des eigentümlichen Spensers; Rattun, Barga, Tuch oder auch Seide wurden dazu verwandt. Er schloß sich eng an den Körper an, war vorn wenig oder auch tief ausgeschnitten, so daß das Halstuch sichtbar wurde. Vom Rücken lief über die Schultern nach der Brust ein breiter oder schmaler Faltenkranz oder auch ein glatter Kragen, den man dann mit einer bunten Schnur verzierte. Die Ärmel waren entweder am Oberarm weit aufgebauscht, nach den Händen zu enger werdend oder abgenäht. Entweder wurde der Spenser am Rücken mit einem kleinen oder rundum mit einem breiteren Schößchen versehen. Zum Schließen dienten Haken und Ösen; gefüttert war er stets mit weißem Varchent. Eine sehr lange, sehr breite mit einer faltigen Einfassung verzierte Schürze umschloß fast den ganzen Unterkörper, so daß von dem darunter befindlichen Rock oft gar nichts zu sehen war. Zum Festhalten gebrauchte man ganz kurze Bänder. Das eigentliche Schürzen-



Alltagstracht

band jedoch wurde nur pro forma um den Leib gebunden und am Rücken zur Schleife geknüpft. Es bestand mitunter aus einem prächtigen bunten Seidenband und hieß das Leibband. Rattun, Halbseide oder Seide benutzte man zur Schürze und zwar mit Vorliebe ein streifiges Muster.

Schürze und Rock waren von gleicher Länge. Sie reichten bis an die Knöchel. An Wochentagen trug die Bauernfrau einen roten oder grünen Friesrock oder auch einen glänzend geleimten, gestreiften Quinettrock.

Sonntags wurde über eine Anzahl Unterröcke entweder ein bunter Rattun- oder auch ein blauer in Kniehöhe mit einem schwarzen Samtstreifen besetzter Tuchrock gezogen.

An Sonn- und Festtagen benutzte man weiße Strümpfe und schwarzsamtene, mit Schnallen verzierte Niederschuhe, an Wochentagen blaue Strümpfe und halbhohle Lederschuhe.

Die Zöpfe wurden entweder franzförmig um den Kopf gelegt oder im Nacken zu einem Knoten gerollt und mit einer Haube bedeckt. Es galt nämlich für Prahlerei, wenn eine Frau ihr Haar sehen ließ. An Wochentagen sah man die Bauernfrau in der schnappigen Haube einhergehen, so genannt von einer langen Spitze oder Schnappe, welche über die Stirn bis an die Nase reichte. Der Stoff dieser Haube, welche den Kopf eng umgab, war buntgeblümter Rattun. Im Nacken mit einer Zugschnur versehen und mit weißem Bände eingefast, wurde ein ebensolches Band um sie geschlungen, dessen Enden im Nacken zur Schleife geknüpft lang herabhingen. Vorn zierten diese Haube zwei steifgestärkte Bänder, die man jedoch nicht zum Binden benutzte.

Unternahm am Sonntagnachmittag die Bäuerin mit dem Bauer den Feldspaziergang oder wurde sie von einer Frau Muhme zum Kaffee geladen, so schmückte sie sich mit der „Barthaube“. Zu beiden Seiten dieser Haube hingen nämlich zwei breite steif gefaltete Spitzen, der Bart, herunter, die über der Brust eine buntseidene Bandschleife zusammenhielt. Im übrigen war sie der ersteren Art ähnlich, nur die Schnappe fehlte, wofür man sie indessen mit einer glatten, das Gesicht umrahmenden Spitze besetzte. Bunten Rattun, Seide oder weißen Batist verwandte man dazu. Im letzteren Falle war dann der Deckel mit Weißstickerei sowie durch ein darunter gelegtes buntes Stofffleckchen verziert und wurde ein buntes Seidenband um sie geschlungen.

Die dritte Haubenart, die den sonderbaren Namen „Schnurgucke“ führte, bestand wie die beiden erwähnten aus einem den vorderen Kopfteil umschließenden Stoffstreifen, der mit einer in Falten gelegten breiten Spitze besetzt war, die jedoch nicht in das Gesicht fiel, sondern strahlenförmig dieses umrahmte. Der vorn hoch aufgebauerte Deckel nahm zu beiden Seiten eine niedrige Form an. Mit buntseidenem Bände wurde sie unter dem Kinn befestigt und mit ebensolchem Bände im Nacken zusammengezogen.

Die größte Pracht entwickelte die Bauernfrau jedoch in ihrer Festhaube, der sogenannten „Kappe“. Nur zum Kirchgang und zu Festlichkeiten benutzte sie diese. Buntgeblümter Damast, Gold- und Silberbrokat mit den entsprechenden Borten besetzt, bildete den Überzug. Im Nacken in feste Falten gelegt, hingen mit bunter Seide, Gold- und Silberfäden gestickte oder mit buntem Flitter in mitunter ganz eigentümlichen Mustern benähte Bänder als Schleife über den Rücken herab. Das Gesicht überragte eine breite gerippte Spitze, das Gebeste genannt, die in geschmackvoller Biegung durch Draht gehalten wurde. Diese Kopfbedeckung erinnert an die kleidsame spätmittelalterliche Frauentracht und geht auf diese zurück. Der Preis einer solchen Kappe stellte sich, wenn die Borten und übrigen Verzierungen echt waren, bis auf 50 Taler.

Zur Trauer benutzte man schwarze Flor- oder Samtkappen, die dann den entsprechenden schwarzen Spitzenschirm erhielten. Während der Austraier trug die Bauernfrau eine schwarz und weiß gemusterte Kappe.

Als Schutzhut benutzte man eine „Riepe“ von gelbem Stroh, sie war einfach ohne jeden Besatz, nur an beiden Seiten mit

Frauen-
trachten



kornblumblauen Rosetten und mit Bindebändern von derselben Farbe versehen.

Viel Sorgfalt verwandte man auch auf das Taschentuch, denn es bildete dazumal einen Bestandteil des festlichen Gewandes. Erstens war es von beträchtlicher Größe, sodann rundum mit Spitze besetzt und die Ecken außerdem mit Weißstickerei verziert, worüber die Bäuerin in der einen ihren Namen in ziemlich großen Buchstaben anbringen ließ. Zu Begräbnissen bediente sie sich eines Taschentuches, worin der Name mit blauem oder schwarzem Garn gestickt war.

Nahm die Bäuerin an einer Festlichkeit teil, trug sie das Taschentuch zipfelig in der Hand, ging sie hingegen des Sonntags in die Kirche, so wurde es länglich gefaltet auf das starke Gesangbuch gelegt, worauf im Sommer auch noch das „Kirchenriechel“ seinen Platz fand. Ohne dieses ging die Bauernfrau nicht zur Kirche. Es bestand aus ein paar Zweigen Merumfarum, einigen Muskatblättern, Nelken, Rosen und anderen wohlriechenden Kräutern und hatte den Zweck, während der Predigt ankommenden Schlaf zu vertreiben.

Bemerkte nämlich eine Bauernfrau, daß ihre Nachbarin einzunicken begann, so war sie sofort mit ihrem Riechel zur Hand, indem sie diese leise anstieß und es ihr hinreichte, wofür ihr jene, nachdem sie unter fortwährendem Drehen und Wenden von allen Seiten den Duft der Blumen und Blätter eingeatmet und auf diese Weise den Schlaf verschauert hatte, dann erst dankend zunickte. Das Sträuschen gab sie nicht etwa der Eigentümerin, sondern einer nebenansitzenden Freundin, wobei sich der gleiche Vorgang wiederholte, bis es endlich, nachdem es die ganze Bank abgewandert, wieder dorthin gelangte, von wo es seine Reise angetreten.

Ebenso beliebt waren auch die Balsambüchsen, die, von Holz, Messing oder Silber verfertigt, gewöhnlich die Gestalt eines kleinen Eies hatten und ein mit einer stärkenden Flüssigkeit getränktes Schwämmchen enthielten. Man steckte sie zum Kirchgang ein, um im Sommer bei großer Hitze Ohnmacht oder Unwohlsein zu verhüten.

Ein blau oder rot und weiß kariertes Regenschirm mit blinkendem Messinggriff vertrat zugleich die Stelle des Sonnenschirmes.

Besondere Aufmerksamkeit wurde dem Halschmuck gewidmet. An Wochentagen trug die Bauernfrau eine Schnur bunter Glas- oder Bernsteinperlen, eine am schwarzseidenen Bände befestigte silberne Geldmünze oder einen bekränzten Dukaten. An Sonn- und Festtagen schmückte sie sich hingegen

mit einer Schnur Granaten, von denen dreierlei Arten zu erwähnen sind: kleine, große ungeschliffene und geschliffene. Gewöhnlich war ein derartiger Schmuck noch in der Mitte durch ein silbernes oder goldenes Schmuckstück oder durch einen Doppeldukaten mit angehängter Weintraube verziert.

Wenn indessen eine Bauernfrau ihren Reichtum recht zur Schau tragen wollte, so vervollständigte sie ihren Anzug dadurch, daß sie eine schwere goldene Erbsenkette um den Hals schlang, woran sie außerdem noch ein goldenes Kreuz befestigt hatte. Alle diese Ketten und Perlenschnüre erhielten noch als besondere schmückende Beigabe eine im Nacken daran angebrachte mit den Farben des Leibbandes harmonisierende Bandschleife. Bei Trauer benutzte man schwarze Perlenhalsbänder, in welche dann ein schwarzes Seidenband geknüpft wurde. In den Ohren trug man große Schlangenringe oder Ringe in Gestalt von Henkelförbchen.

Die evangelischen Konfirmandinnen erschienen im schwarzen Anzug, weißer Schürze mit weißem Leibband, kurzem, die Schulter bedeckendem, weißem Umhang. Auf diesem waren je nach den Vermögensverhältnissen der Eltern des Mädchens drei bis vier Kragen übereinander befestigt; dazu trugen sie eine schwarze, zum Unterschiede von der Trauerkappe mit einem weißen Gehefte versehene Samtkappe. Die Katholikin kleidete sich bei dieser Gelegenheit in bunte Farben.

Eine Braut trug zu einem buntseidenen Rock und Spenser von demselben Stoff ein weißes, mit Stickerei verziertes Halstuch, das auf den Spenser zu liegen kam, und zwar derartig, daß man das um den Hals gelegte wertvolle Brautgeschmeide erblicken konnte, dazu eine weiße Schürze, deren Stickerei mit dem Muster des Tuches übereinstimmte. Das Leibband wählte sie in der Farbe des Rockes.

Reiche Bräute benutzten wohl an Stelle des Leibbandes einen schweren silbernen Gürtel.

Den Kopf der Braut schmückte die eigenartige Brauthaube, „Puz“ genannt, die ähnlich einer Kappe gearbeitet war. Diese war mit weißem in Falten gelegtem Flor oder Tüll überzogen, mit Zweigen von künstlicher Myrte und Goldflittern verziert und einem Myrtenkränzchen bekrönt, während im Nacken weißseidene, mit Goldflitter benährte Bänder herabhingen. Natürliche Blumen und Blätter galten auf dem Lande für unfein, man rechnete sie zu Gras und Kraut.

Ebensolcher Hauben bedienten sich die Brautjungfern, nur mit dem Unterschiede, daß diese außerdem noch überreichlich mit Rosenknospen oder anderen Blumen ausgestattet wurden.

Auch die Jungfer Pate trug als Zeichen ihrer Würde den Puz. Demjenigen Mädchen hingegen, das, wie der Volksmund spricht, sich „vergangen“ hatte, blieb diese Auszeichnung versagt. Es mußte als Braut den Kopf nur mit einer Haube bedeckt zur Trauung gehen.

Außerdem ist noch zu bemerken, daß das Hemd einer Braut, welches sie an ihrem Ehrentage benutzte, stets mit langen Ärmeln versehen war, deren Abschluß gestickte Manschetten bildeten, welche die Handgelenke kreisförmig umgaben. Diese befestigte man erst an das Hemd, nachdem der Spenser bereits angezogen war. Die Ärmel von diesem wurden dabei nicht zugehakt, sondern blieben geöffnet, damit die silbernen Hemdenknöpfe genügende Beachtung finden konnten.

Die Tracht wurde in Herzogswaldau von älteren Leuten bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts getragen. Dann verschwand sie allmählich.

Alte Volksbräuche aus den Bergen

Von Alois Kosch

Als wir in des alten Gebirglers gemütlicher Stube wieder einmal bei „an guden Trepp'l Koffie“ zusammensaßen und die Rede her und hin ging, in stetem Fluß wie der glockenreine Gesang des „Ruutkaat'ls“ in der Ofenecke, lüfteten wir die Schleier der Vergangenheit. Man erzählte sich von den alten Bräuchen auf der Südseite des Riesengebirges. Sie sind nur noch vereinzelt im Volk lebendig, verschwinden nach und nach und bleiben nur noch im Hörensagen und im Gedächtnis alter Leute erhalten. Aber auch da nur rein und unverfälscht, wenn der natürliche Charakter des Erzählers auch kritische Züge aufweist.

Allein die Hurl! Der Hurlbitter, mit Band und Schleife am Arm, im Knopfloch ein Sträußel Rosmarin mit festlicher Schleife. Er hält auch die Rede beim Auszug der Brautleute zur Kirche. Die Brautleute knien dabei auf dem Tüchel der Braut (ein besonders reichliches Taschentüchel) und empfangen so nach den mahnenden Worten des Hurlbitters den Elternsegen. Der Zopf der Braut wird aus 13 Teilen geflochten, und da eine Braut recht viel Haar aufweisen soll, werden oft die entsprechenden falschen Zöpfe dazu geborgt! Die Braut trägt sich auch ganz anders wie üblich hierzulande. Statt Myrtenkranz künstliche grüne Ranken, kein weißes Kleid, aber farbige Seide (außer schwarz und dunkelblau), auch keine weißen Halbschuhe, sondern hohe Schnürschuhe, denn wenn man in die Ehe geht, muß man „gute“ Schuhe anhaben! Der Stuhl, auf dem die Braut beim Puzen gesessen hat, wird nach ihr schleunigst von den heiratslustigen Brautjungfern besetzt in der Rangordnung, daß die älteste Schwester der Braut das Vorrecht hat. — Der Bräutigam ist (natürlich) der, der am meisten auszustehen hat dabei. Wenn er kommt, muß er erst an einer ihm vorgesezten falschen, verkleideten Braut, der Aschebraut, seine Kenntnisse beweisen und sich seine Braut suchen.

Beim Eintritt ins Haus soll darauf geachtet werden, daß er unter der Braut durchgeht, die Braut sich also im oberen Stockwerk, im Fenster über ihm befindet. Deshalb sucht der Bräutigam oft von hinten unbemerkt ins Haus zu kommen, um so nicht gleich von vornherein unter dem Pantoffel zu stehen! Das Frühstück früh um 9 Uhr ist besonders eigenartig; da gibt es eine süße Suppe, die mit Safran und viel Rosinen zubereitet wird und zu der heller süßer Striezel gegessen wird. Erst danach geht es zur Kirche; der Hurlbitter trägt das Tuch und Gebetbuch und gibt es der Braut beim Aufstehen nach der Trauung so um, daß der kleine Zipfel oben drauf liegt, sie damit als Frau anerkennend. Beim Jawort soll die Braut darauf achten, daß sie ihren Daumen oben hat und gut achtgeben, daß sich der Bräutigam nicht etwa auf ein Zipfelfchen ihres Schleiers setzt! Nun geht's nach Hause zum Hochzeitsmahl. Viele der Hurlleute kaufen sich unterwegs „Tippel“ und essen dann nur die Suppe, um alles andere im Tippel mitzunehmen und daheim zu verspeisen. Es wird dabei auch ganz bestimmt die „Ehestands-Tunke“ aufgetragen, eine Art Pflaumensuppe mit Mandelkernen, Rosinen, Neugewürz und fetter Einbrenne! Am „Hurlber-Obend“ hat die Braut ihren Abschiedstanz. In einem Kreis der Gäste tanzt die Braut mit allen Geschwistern, Verwandten; viel Tränen werden dabei von den Eltern und allen anderen Anwesenden vergossen. Der Bräutigam zieht der Braut die Schuhe aus und gibt das Geldstück, was man darin den ganzen Tag getragen hat, einem Kinde, das dann ihm selbst die Schuhe auszieht. Auf diese Weise soll in der Ehe niemals das Geld ausgehen. Die Braut-Ramftel muß sich das junge Ehepaar gut verwahren (einige Brot-Ramftel), ebenso wird der Brautschleier im Zylinderhut sorgsam aufgehoben. Das Brautkleid soll dagegen sogar gestohlen werden, denn das bedeutet für die junge Frau ein großes Glück!

Kommt ein kleiner Erdenbürger an, so wird nicht verfehlt, in das erste Badewasser ein Geldstück und Milch zu geben; mit diesem Wasser wird auch die Mutter gewaschen. Ins Steckfissen wird sofort der Rosenkranz mit eingebunden, dann das Kind dem Vater überreicht, der über ihm das Kreuz schlägt, jetzt erst der Mutter. Weist das Kind am Körper oder im Gesicht Blutmale (Feuermale) auf, wird es mit der Nachgeburt eingerieben; die Entstellungen verschwinden dann restlos. Wenn das Kind zur Taufe getragen wird, wechseln die Vaten beim ersten Kreuzweg mit dem Tragen ab, damit sich das Kind im Leben nicht verläuft. Ist die Taufzeremonie vorüber und das Kind auf dem Heimwege, wird ihm oft schon unterwegs ein Brot entgegengebracht, das Kind daraufgelegt und einmal rechts herum und einmal links herum gedreht, damit es später recht gut tanzen lernt. Zu Hause setzen sich die Vaten mit dem Kinde dreimal auf die Ofenbank nieder und sagen dazu: „Einen Heiden haben wir fortgetragen, und einen Christen bringen wir wieder.“ Beim Auspacken singt dann die Badmutter das Liedel:

„Zu Bethlehem im Stolle, do soaß mer aolle zusoammen,
ei, dot woar dos Rend geburn, ei, do woan ma oalle fruh!
Wos wa'n ma denn dam Rendla schenka,
weil es noch in'n Wendeln liecht?
Ich a Nappla, du a Nappla, ich a Tippla, du a Süppla,
Ga'm a'm dann nooch Putter on Brut,
hoot dos Rendla keene Nuut!
Ei, woas ha'm'a no vergassa, dos is dar gruze Dudelsaack,
daan Dubelsaack, daan ha'm'r vergassa,
's is ock gutt, doß ich droa gedenk!
Hansla, gieh, ar hängt dot dieba,
nimm' a roa und tu a spiela, gieh'm an Schnoppa,
a die Schnood, dos ar brommt a ganza Tog!“

Das „Gevotter-Alffen“ vereint am Abend die drei bis vier Vaten und eine große Menge Leute wie bei einer Hochzeit. Das Kind muß nun vor den kinderstehlenden Alben und Unholden gut behütet werden. Nur gut, daß jede Stube einen „Wechsel“ hat, also eine Stelle, meist in der Nähe der Tür, wo die Dielenbretter nicht durchgelegt sind, sondern neu anfangen. Dieser Wechsel, der bei jeder neuen Dielung eingebaut wird, ist die Machtgrenze des Hauses. Der Alb zieht bekanntlich die Kinder aus der Stube; sieht man das (und viele alte Leute beschwören, das gesehen zu haben), so soll man danach trachten, ihm noch, bevor er den Wechsel erreicht, das Kind zu entreißen. Hat er es einmal über den Wechsel gezogen, ist es dem Alb verfallen. Zur Abwehr des Albes kann man auf die Türschwelle Albfüße zeichnen (Drudenfüße, Dreieckskreuze), damit, wenn der Alb kommt, er glaubt, daß schon vor ihm einer da war. An die Türsäule, jedenfalls noch vor den Wechsel, wird der Wechselbald gehängt, eine ausgestopfte Puppe von Rindsgröße; der Alb nimmt dann diese statt des Kindes. In die Wiege steckt man zum Schutze vor dem Alb Feilen, Rosenkränze, sogar Ärte.

Will das Kind absolut nicht schlafen, so muß man ihm „die Ruhe suchen“. Einer geht abwechselnd in alle vier Winkel der Stube, kehrt dort den Staub oder was sich gerade dort befindet zusammen. Bei jedem Winkel wird er gefragt: „Franz, was suchst denn?“ und er muß antworten: „Nu, für'n Gusel die Ruh!“ Der zusammengekehrte Staub wird in ein Fleckel Zeug getan und ins Strohsäckel der Wiege gesteckt. —

Man kann auch dem Kind die „Ruh einkochen“. Dazu wird in ein Tüppel etwas kochendes Wasser gegeben, unter die Wiege gestellt und ein anderer Topf oder eine Schüssel darübergestülpt; wenn das Wasser aus dem unteren Topf in den oberen gezogen ist, wird auch das Kind ruhig sein. Auch wenn man „Berufs-Krottich“ unter der Wiege anfeuert, schläft das Kind bald. — Ragen sind ja im allgemeinen Lieblinge der Kinder. Aber man muß achtgeben, daß sie nicht Ragenhaare mit verschlucken, weil sie dann nicht mehr wachsen können!

Wunderschön die Sprüche, die früher in den Rennerbouden zum „Schmeck-Alstern“ gebraucht wurden. Am Gründonnerstag gehen die Schulumädel, am Ostermontag früh die Schulsungen, nachmittags die „gruusen Vorschen“, die „Seiroatsvorschen“. Aus drei Weidenruten wird eine „Schmeck-Alster“ geflochten mit allerlei Fleckeln, vorn kommt ein kleines Büschel dran. Die Schulsungen und -mädel gehen vor jedes Haus: „Schmeck-Alstern im a Siebakreizer, 's ganze Joahr keene Wärmer heißa!“, gehen dann auch mit der Wirtin in den Stall, das Vieh schmecklustern. Kleine Geldstücke sind die Gegenleistung dafür. — Die Burschen gehen am Nachmittags zu den heiratslustigen Mädchen, doch heißt es erst, diese zu suchen, weil sie sich verstecken. Sind sie glücklich erwischt, werden sie auf einen Schemel mitten in die Stube gesetzt. Mit jedesmaligem Schmisser mit der „Schmeck-Alster“ werden die Sprüche gesagt:

„Schmeck-Alster im de Zinn, mir sein ne wie die Binn'!
Schmeck-Alster im de Füß', mein Schmeck-Alster schmeckt süß!
Schmeck-Alster im de Knochen, mir kumm ne olle Wuchen!
Schmeck-Alster im de Woaden, mir sein gude Rameraden!
Schmeck-Alster im de Knie, mein Schmeck-Alster tut wieh!
Schmeck-Alster im de dicken Been, mir sein ne goar alleen!
Schmeck-Alster im a Noabel, doos friebelt und troabelt!
Schmeck-Alster im's Eberbraat, dos ist 1000 Soaler waat!
Schmeck-Alster im de Orm, mir hoan kenn Erborn!
Schmeck-Alster im de Händ, dos hot noch lang ke End!
Schmeck-Alster im a Holz, 's is noch lang ne oalls!
Schmeck-Alster im's Maul, bi's ganze Joahr ne faul!
Schmeck-Alster im de Noos, dot drimme springt a Soas!
Schmeck-Alster im de Ohr'n, wir wer'n mitnander foahrn!
Schmeck-Alster im de Nagen, wir wer'n mitnander saagen!
Schmeck-Alster im a Roop, zerschloo 's ganze Joahr kenn Soop!“

Nach dieser ausgiebigen Tortur wird Schnaps verteilt und Eier gesammelt. Abends im Wirtshaus werden die gesammelten Eier ins Bier geschlagen und das Schmeck-Alstern feuchtfröhlich abgeschlossen.

Noch viel altes Gut an Sprüchen und Bräuchen ruht vergessen in manch entlegenem Winkel. Wenn man die tiefen Gründe des Volkstums erfassen will, muß man hier schürfen. Das sinnvolle phantasiereiche Leben unserer Gebirgler offenbart sich darin ganz. Beseelung der Natur, in der diese Menschen leben, Grübeln über dem Unfaßbaren, dem Welttriebe, Sinnen über den Sinn der Schöpfung. Oder ist es nicht philosophisch, was mir ein alter Gebirgler im Scherz sagte: „Ja, ja, ma muß sich zu a jeder Orbeet imma a hibsch Lichtla vazinda. Wie unser Herrgoot die Welt geschossen hoot, hot a eben kee Licht ne gehoot, desderwegen sein o su vill Knitter und Faalben nei gewurn!“

Josef Mühlbergers neue Arbeiten

Auf Leben und Schaffen Josef Mühlbergers hat der „Wanderer“ im Jahrgang 1933, Seite 57, aufmerksam gemacht. Die beiden neuen Bücher, die der sudetendeutsche Dichter im Insel-Verlag zu Leipzig vorlegt^{*)}, geben die Möglichkeit zu einer grundsätzlichen Überlegung: Sie zeigen das rechte Verhältnis von heimatgebundener und zu allgemeiner Fragestellung vorstoßender Kunst. Mühlberger, der die Dreißig eben überschritten hat, begann eng und traditionell gebunden als ein Heimatdichter mit Riesengebirgsnovellen, mit Gedichten, die aus Rilkes früher Welt zu stammen schienen. Dann trat er in größere Zusammenhänge ein: Griechische Kultur und deutsche Geschichte wurden seine Lehrmeister. So ist aus dem Gestalter der engeren Heimat, der gleichzeitig ein gescheiter Schriftleiter und kluger Literaturhistoriker ist, in langsamem Reifen ein Dichter geworden, der sich einen Platz im Programm einer unserer vornehmsten Verlage und damit in der Gegenwartsliteratur sichert. Männer wie Mühlberger verschaffen dem Wort Heimatdichtung einen guten Klang, denn ihr Wirken beweist, daß ein Heimatdichter mehr will und kann, als nur die Gebräuche und die Lebensformen eines kleinen Landstrichs aufzuzeigen: Dichtung hat ihre Wurzel in der Darstellung der Heimat, ihr Ziel aber bleibt die allgemeine Gültigkeit. So begreifen wir Mühlbergers schöne Erzählung „Die Knaben und der Fluß“, die in graziöser Weise der Entwicklung zweier Dorfjungen nachgeht. Das Motiv des Heimatlichen ist stark betont. Es ist der Umkreis des Lebens, der in Rilkes Gedicht aus seiner Jugendzeit umschrieben ist: „Rührt mich so sehr böhmischen Volkes Weise“, die Welt des böhmischen Dorfes, in dem die Härte der von Arbeit zerrissenen Menschen mit seelischer Zartheit, Wildheit und Güte in paradoxem Zusammenklänge den Charakter der Menschen bilden. Hier wachsen zwei Knaben auf, verspielt, einander zugetan, rasch an den Ernst bäuerlichen Lebens gewöhnt und doch kindlich in ihrer Art. Sie erleben zusammen die Freuden des ländlichen Lebens, den Ernst des bäuerischen Tuns, sie werden zusammen in eine andere Umgebung verpflanzt, um zu lernen, und durchleben gemeinsam die erste Liebe zu dem gleichen Mädchen, die einem der Freunde den frühen Tod

bringt. Diese einfache Geschichte ist leise hingetupft erzählt, es ist zunächst eine böhmische Dorfgeschichte, und doch ist sie mehr als das: eben weil sie echt im Heimatlichen verwurzelt ist, kann sie weit über das Lokale herausragen und zu einer allgemeinen Darstellung der Kinderfreundschaft schlechtweg werden.

Schwerer ist es, ein ruhiges Urteil über Mühlbergers Wallenstein-Drama zu finden, das im Wallensteinjahr von der Stadt Eger preisgekrönt worden ist. Hinter jedem Drama, das sich Wallenstein zum Vorwurf nimmt, steht drohend der Schatten Schillers. Und auch Mühlberger fordert den Vergleich heraus, besonders stark darum, weil er im Aufbau seiner fünf Akte vielfach der Trilogie nachgeht. Er scheidet sich von Schiller, zuerst soweit, als beinahe anderthalb Jahrhunderte Geschichtswissenschaft unsere Kenntnis des Dreißigjährigen Krieges von der Schillers geschieden haben, und er begründet seine Neufassung des großen Stoffes vor allem mit einer völlig veränderten Sicht auf die Charaktere. In Mühlbergers Buch fehlt jenes unnachahmliche Fluidum, das Schillers Trilogie durchweht. Hinter seinen Sätzen steht nicht das Geraune und Geklirr der Waffen, das in Schillers Darstellung mitzuhören ist, er gibt keine Schilderung des ganzen Heeres, wir spüren kein Lager, sondern nur das Hin und Her der politischen Diskussion zwischen Führern. Dafür aber wird etwas anderes sichtbar: Nämlich die echte und wahre Verwurzelung Wallensteins mit seiner Heimat, die Verbindung des Geistes des deutschen Prag und des böhmischen Landes mit dem großen rebellierenden General und gleichzeitig die Wurzellosigkeit des angeworbenen Völkergemischs im Heere. Wallensteins Größe, der Glaube an seine Sendung wächst aus seiner Verwurzelung mit dem Lande, das er verteidigt — so deutet Mühlberger zwischen den Zeilen die große Gestalt wiederum aus dem Gedanken des Heimatlichen und beweist damit das Recht, aus der Sicht des landschaftlich orientierten Dichters, Geschichtsdeutungen vorzunehmen. Mühlberger ist ein Schüler Josef Nadjlers; in jedem seiner Werke wird klar, in welchem Sinne Stamm und Landschaft im Schaffen des Dichters deutlich werden wollen. Wir sehen den Wert der Arbeit Josef Mühlbergers in der folgerichtigen und mutigen Weise, mit der er in historisch-dramatischer Arbeit und als Romancier Heimatdichtung zu allgemein gültiger Dichtung zu weiten weiß.

^{*)} Die Knaben und der Fluß, Erzählung, 157 S., geb. Mf. 3,80 — Wallenstein, ein Schauspiel, 98 S. kart. Mf. 3,—.

Vom Gebirge

Praktische Wissenschaft im Einsatz für die Heimatforschung.

Arbeit in einem schlesischen Kreise.

Mit der planmäßigen Ansetzung erwerbsloser Akademiker in dem Grenzschulheim Boberhaus, Löwenberg, wird ein neuer Versuch gemacht, über den Ausfühlscharakter gelegentlicher Spezialarbeiten hinauszukommen zur disziplinierten heimatkundlichen Gruppenforschung.

Wirtschaftlich und verwaltungsmäßig unter der Obhut der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung sowie der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft stehend, stellt die „Wissenschaftliche Akademikerhilfe“ eine Wertgemeinschaft dar, die die Idee der verschiedenartigsten Studienfächer kameradschaftlich wirkend nach innen verförpert und nach außen eine lebensnahe, forschende Verührung mit allen Gesellschaftsschichten erstrebt. Der mit Bedacht gewählte Untertitel „Standortkunde und Volksforschung in Schlesien“ deutet dem Nachdenkenden die perspektive Zusammenbau der beiden Welten — planmäßige Wirtschaft und Technik mit dem Ziel der Leistungssteigerung einerseits und wachsende Volkskunde, Sitten

und Brauch andererseits an, wie sie am ehesten durch den fruchtbaren Gedankenaustausch vom Techniker bis zum Nationalökonom, vom Landwirt bis zum Siedlungsforscher und Philologen gewährleistet werden kann. Dem unmittelbaren Einblick des Mitarbeiters entgeht nicht, so wenig es eigentlich an der Oberfläche der Dinge liegt, wie an der gemeinsamen Aufgabe die allzu speziellen Fachideen abgeschliffen und in das Ganze einbezogen werden.

Die Aufgabe: Erforschung eines Kreises, zunächst des Kreises Löwenberg, setzt sich sinngemäß aus der intensiven Erfassung eines Teilgebietes und der mehr flächenmäßigen, extensiven Bearbeitung des ganzen Gebietes zusammen. Anknüpfend an die Dorfwochen-Erfahrungen des Boberhauses seit 1930, die Schritt für Schritt zu den gegenwärtigen Methoden führten, konnte eine umsichtig vorgeschulte Bestandsaufnahme aller dörflichen Lebensfaktoren am Beispiel Kesselsdorf bei Löwenberg durchgeführt werden, wobei Arbeitsbesprechungen, Gruppenuntersuchungen und Einzelaufträge z. B. in Löwenberg, Bunzlau, Breslau (Archiv Steuer- und Katasterämter) das Ergebnis soweit klären halfen, das es auf der „Bäuerlichen Ausstellung“ der Schlesischen Bauernwoche in Breslau (10.—13. Mai d. J.), nun

als Heimatmuseum in Kesselsdorf selbst umgewandelt, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnte. Flugaufteilung, Dorfentwicklung, Hofgeschichte der 28 Erbhöfe, Familienzusammenhänge, Stellung des Handwerks, Verhältnis von Besitzgröße und Hausform, Zuzug und Abzug der Bevölkerung, Ernteerträge, alles führt immer wieder in die tieferen Probleme zurück, den Kampf zwischen Traditionsverbundenheit (Geschichtsbewußtsein, Sprache, Namensgebung, Sachkultur von Möbeln und Hausgeräten) und rationalem Fortschrittswillen.

Die andere, gleich ergiebige, aber ungleich schwerer anzupackende Seite, die Untersuchung der totalen Lebensverhältnisse des Kreises, beginnt in der augen-offenen Erkenntnis, daß wohl der Kreis Löwenberg sich aus sehr unterschiedlichen Teilgebieten bodenmäßig und sozial zusammensetzt, aus dem flachwelligen Hügel- und Nordostteil, Richtung Bunzlau, aus der Löwenberger Kreidemulde mit Dörfern so verwandter Struktur wie Schmottseifen und Görisseifen, aus dem südöstlichen Anteil am Bober-Katzbachgebirge, einer Hochflächenebene des Umfanges etwa Liebenthal—Giehren—Finsberg und letztlich dem Niergebirgssteil selbst, daß aber gerade diese mosaikartige Buntheit der Formen zwischen Hochgebirge und Ebene, den Blick auf

die gesamtschlesischen Probleme und ihre Einbeziehung in diese Aufgaben erleichtert. (Der Vergleich mit den Verhältnissen im Kreise Mittelsch-Trachenberg, wo eine zweite Arbeitsgruppe eingesetzt werden konnte, führt ebenfalls zu umfassenderen, über den kleinen Bezirk hinausgehenden Gesichtspunkten.) Dem kritischen Frager, der sich zur tiefschürfenden Bewältigung solcher Fragen lediglich nach den großen Stätten statistischer, archivalischer und bibliothekarischer Hilfsmittel umsieht, wie sie in diesen kleinen Orten nicht vorhanden sein können, sei aus der Kenntnis der Landschaft gesagt, daß das Schaffen am lebenden Objekt nicht immer das rechnerisch summarisch Feststellbare, indessen den richtiger einschätzenden Gesamtblick ergibt. Wer einmal die ungemein feinen Spielarten und die Übergänge vom Bauern zum „Landwirt“, vom handwerklichen Innungsmeister zum Geschäftsinhaber, vom Bürger zum Adligen aus dem alltäglichen Tun heraus beobachten konnte, wird dieser, sozusagen zwischenwissenschaftlichen Seite der Forschung sehr viel mehr Wert beimessen, als es obenhin geschieht.

Von diesen Gesichtspunkten aus kann für den Übergang von der Dorfwoche zur Kreis-Untersuchung einer zeitweiligen Spezialarbeit keine Gefahr begegnen. Daß in dem überwiegend landwirtschaftlichen Landstrich Arbeitstechnik und Unterkunft (Bauernquartier) eine andere sein muß als da, wo etwa die Übersicht der Textilindustrie (um Greifenberg und Friedberg) zum Gegenstand des Mühsens gemacht wird, bis zur schließlichen Einsicht in die strukturelle Überschneidung industrieller und dörflicher Verhältnisse (Schosdorf bei Greifenberg), daß Erhebungen über Elektrizitätswirtschaft von einer oder wenigen Zentralen bewältigt, andere Aufgaben jedoch durch persönliche Anwesenheit an allen Orten nur gelöst werden können, ist dem Eingetragten klar.

Und nun zum Schluß, Andeutungen sind zu erläutern; in welche weiteren Zusammenhänge gliedert sich die hier vorgelegte Kreismethodik ein? Die Zentren sind allenthalben erkennbar. Wie die Heimatbuch-Bestrebungen sich allgemach auf die Kreise rund um den Gröbzigberg erweitern, wie auch hier und da auf allen Gebieten sich das Blickfeld vergrößert, so naturgemäß bei dem Vorgehen der Akademikerhilfe: der Vergleich der landwirtschaftlichen Intensität des heimischen Umkreises etwa mit den Kreisen Schönau, Goldberg-Hahnau, Hirschberg, die Verkehrs-lage zu den Hauptstrecken mit den Schnellzugsbahnhöfen Bunzlau, Lauban, Hirschberg oder vielleicht die periphere Lage der protestantischen Grenzkirchen längs des Queisflusses und im Osten an der Grenze des alten Fürstentum Liegnitz, genug das Verbindende der Heimatforschung kleinsten und größten Ausmaßes tritt überall sinnfällig zutage.

Die teure Blutwurst.

Eine Frau in Schöpsdorf im Kreise Landeshut war dabei ertappt worden, wie sie eine Blutwurst von 650 Gramm Gewicht, die sie von ihren Eltern in einem benachbarten böhmischen Orte geschenkt bekommen hatte, über die Grenze bringen wollte. Die Frau hatte sich dadurch eines Vergehens gegen das Fleischbeschauengesetz, das die Einfuhr von nichtuntersuchtem Fleisch und von Wurstwaren verbietet, sowie der versuchten Zollhinterziehung schuldig gemacht. Das Schöffengericht erkannte auf die in diesem Falle gesetzliche Mindeststrafe von 6 Mark Geldstrafe und verfügte außerdem die Einziehung der beschlagnahmten Wurst.

Staatsgefährliche Schilder hat man im Bezirk Friedland in Böhmen entdeckt. In den meisten Grenzorien befinden sich an den Häusern, in denen Feuerwehrlente wohnen,

Schilder mit der Aufschrift „Feuermeldestelle“, ebenso wie bei uns auf den Dörfern. Diese Schilder sind drüben zur Hälfte weiß und zur Hälfte rot gestrichen, und auf diesem weiß-roten Untergrund steht „Feuermeldestelle“. Der Bezirkshauptmann in Friedland, ein Beamter, der unserem Landrat entspricht, hat die erschreckende Feststellung gemacht, daß dieses „Schwarz-Weiß-Rot“ mit den Farben des Deutschen Reiches übereinstimmt. Daher verordnete er:

„.... Da der Gebrauch dieser Farbenzusammenstellung geeignet erscheint, die öffentliche Ordnung und Ruhe zu gefährden und daher anstößig ist, verbiete ich auf Grund des Art. 3 des Org-Gesetzes Sg. Nr. 125/1927 die Bezeichnung dieser Orte (nämlich der Feuermeldestellen) mit derartigen Tafeln und ordne an, daß diese innerhalb vierzehn Tagen nach Veröffentlichung dieser Rundmachung zu entfernen sind.“

Staatsfeindliche Strümpfe. Unter der Einwirkung der Sommerhitze ist dem „Nat. Litz“ eine Entdeckung gelungen. Diese Zeitung schreibt: Nach dem Muster der österreichischen Hakenkreuzer erscheinen nun auch die schlesischen Hitler-Leute in weißen Strümpfen (Wadenstrümpfen). Viele Touristen und Ausflügler zeigten sich im Gebirge und im Ostauer Gebiet in weißen Strümpfen, die sehr von der übrigen Kleidung abstachen. Es wurde festgestellt, daß es sich vorwiegend um Deutsche aus der Troppauer, Jägersdorfer und Freudenthaler Gegend handelt, die auf diese Weise aufs neue ihre Zugehörigkeit zum Hakenkreuz an den Tag legen und die ischewischen Grenzen herausfordern wollen.

Die Bergwacht für das Riesengebirge hielt am 13. VIII. eine Sitzung ab, die vom Vors. Ratsofi mit einem Gedichtwort für den verstorbenen Reichspräsidenten von Hindenburg eröffnet wurde. Wie dann mitgeteilt wurde, hat der Amtsvorsteher in Krummhübel zur Beschwerde der Bergwacht über das ungehörige Benehmen eines Turnvereins aus Forst (Lausitz) am Kleinen Teich Stellung genommen; es wird eine amtliche Verwarnung erfolgen. Die Aufstellung der neuen Tafeln im Naturschutz- und Pflanzenschutzgebiet ist im Riesengebirge beendet; im Bereich des Isergebirges wird sie demnächst erfolgen. Für die Kosten hat die Liegnitzer Regierung eine Beihilfe von 150 RM. gegeben; den Rest von 70 RM. bringt der Hauptvorstand des Riesengebirgsvereins auf. Aus den Berichten der Streifen konnte festgestellt werden, daß trotz des Riesenverkehrs in diesem Sommer Pflanzenraub nur sehr wenig zu verzeichnen ist, dagegen hat die Verunreinigung der Ruheplätze, Wege usw. durch Papier und sonstige Abfälle noch nicht nachgelassen. Hier wird es noch großer Erziehungsarbeit bedürfen, bis diese Unsitte ausgerottet ist. Auch das Rauchverbot findet wenig Beachtung.

Bergwacht als Ehrenfeldhüter.

Die Bestrebungen der Bergwacht für das Riesengebirge wurden dadurch sehr beeinträchtigt, daß den Bergwachtleuten auf ihren Streifen die Wachsmittel fehlten, um gegen rückfischende Wanderer bei Ungehörigkeiten wirksam einzuschreiten. Es ist wiederholt vorgekommen, daß Bergwachtleute von Wanderern beleidigt, ja bedroht worden sind, wenn die Bergwacht-Männer diese zu anständigem Benehmen ermahnten. Die Bergwacht hatte deshalb beim Regierungspräsidenten den Antrag gestellt, nach dem Beispiel anderer Gegenden eine Anzahl Bergwachtleute zu „Ehrenfeldhütern“ zu ernennen. Diese sind dann befugt, gegen Ungehörigkeiten einzuschreiten und die Namen der Täter festzustellen. Der Regierungspräsident hat dem Antrag stattgegeben und den Landrat des Kreises Hirschberg ermächtigt, im Einvernehmen

mit der Hirschberger Ortspolizeibehörde eine Anzahl Bergwachtleute zu „Ehrenfeldhütern“ zu bestellen und zu verpflichten. Durch diese Einrichtung ist es der Bergwacht möglich, ihre Aufgaben noch mehr und wirkungsvoller als bisher zu erfüllen.

Die Bergwacht

auf der böhmischen Seite des Riesengebirges hat sich noch weitere Aufgaben gestellt als die deutsche Bergwacht. So wird aus Ober-Rochlitz auf der böhmischen Seite des Gebirges berichtet, daß auf Veranlassung der Rochlitzer Ortsgruppe des Deutschen Riesengebirgsvereins (Sitz Hohenelbe) Mitglieder der Bergwacht den etwa 2½ Kilometer langen Palme-Rung-Weg von der Mummel zur Wossecker-Baude inhandhaben. Es ist dies ein sehr viel begangener Wanderweg im Gebirge, ist doch der Aufstieg an der Mummel einer der schönsten und bequemsten Aufstiege, die es im ganzen Riesengebirge gibt. Der Weg beginnt in Harrachsdorf und führt zunächst zu den romantischen Mummelfällen und dann an der Mummel aufwärts. Unterhalb des Rammes teilt der Weg sich; der eine Weg führt hinauf zum Elbsall und der zweite Weg zur Wosseckerbaude.

Neuer Weg von Mauer zur Talsperre.

Ein neuer Weg von großer Schönheit ist von Mauer nach der Talsperre von der Ortsgruppe des RGV. und der Gemeinde Mauer angelegt worden. Es war das nur möglich, weil die Talsperrenverwaltung den Wünschen des Ortes wie des Wanderverkehrs in sehr dankenswerter Weise entgegengekommen ist. Schon lange haben die Besucher der Talsperrenumgebung vom Kasino aus das ungemein romantische Ufer auf der linken Seite des Bobers mit Sehnsucht betrachtet; aber die schwierige Bergflanke fiel unerbittlich steil in den Fluß und ließ niemand nahelkommen. Es handelte sich um das Stück zwischen der Fußgängerbrücke unterhalb der Sperrmauer und dem Maszdorfer Grund. Dieser ist sowohl von Mauer selbst als auch durch Überfahrt von der Gastwirtschaft zwischen dem Orte und der Staumauer zugänglich; aber weiter hinaus nach Süden ging es nicht. Auf der anderen Seite liegt hoch oben die Margaretenhöhe mit der schönen Aussicht auf das tief eingeschnittene Bobertal und den mächtigen Stausee. Jetzt hat man nun zwischen der genannten Brücke und dem Ausgang des Maszdorfer Grundes zum Bober einen Weg angelegt, der ein bisher sorgsam gehütetes Geheimnis des Flusses enthüllt, eine Fülle von lieblichen und großartigen Bildern bietet und vollkommen horizontal etwa einen Meter über dem Wasserpiegel verläuft. Vom Maszdorfer Grunde bis an die Bergwand heran geht man noch über einen Wiesenplan dicht am Bober. Bezaubernd ist der Blick über den Fluß auf das jenseitige Ufer mit starken Kiefern, Erlen und Schilf und hoch oben dem Basalt des Schloßberges. Dann kommt man an die Bergflanke heran, und staunend blickt man bei jedem Schritt empor in die herrliche Baum- und Buschwildnis. Felsen-nasen ragen hoch in die Luft, auf denen alte Eichen und Kiefern mit höchster Wurzelenergie Fuß gefaßt haben. Wurzelstöcke von abenteuerlichster Form, von seltsamem Rastengewirr überzogen, wobei der wilde Poppen eine starke Rolle spielt, drängen sich aus dem Waldboden, und schließlich wird der Blick gefangen von dem gewaltigen, 50 Meter tiefen Absturz der Sperrmauer. Gerade hier ist eine Wand mit Gedenkstein errichtet für den vor kurzem verstorbenen Arzt von Mauer, Friedrich Strauß, dessen Ziel die Erschließung des Ortes für den Fremdenverkehr jahrelang gewesen ist. Technisch ist der Weg vorzüglich hergerichtet, und durch Schonung der Vegetation ist der Eindruck des „neuen“ Weges vermieden worden. Ein neuer bequemer Fahr- und Wanderweg wird von Schreiberhau nach der Alten

Schleifischen Baude geschaffen werden. Von den Kosten, die ohne die veranschlagten massiven Brückenbauten 12 000 RM. betragen, muß ein Teil noch aufgebracht werden. Die Arbeiten sollen als Notstandsarbeiten so beschleunigt ausgeführt werden, daß die rohe Fabrikbahn zum Wintersport schon als zweigleisige Kodelbahn benutzt werden kann.

Eine neue Autolinie in Hain.

Jeder Wanderer ist dankbar, wenn ihm der Aufstieg zum Hochgebirge um eine halbe bis ganze Stunde durch eine billige Fahrgelegenheit verkürzt wird. Man merkt das im Riesengebirge vor allem im Osten, wo man durch die Kraftpost vom Bahnhof Krummhübel in etwa 590 Meter Höhe bis auf 870 Meter bei der Kirche Wang für wenige Groschen hinaufbefördert wird. Damit wird der Aufstieg zum Kamm in 1400 Meter Seehöhe um etwa ¼ Stunden verkürzt. Während der Fahrt durch Krummhübel und Brückenberg hat man noch vollkommen Gelegenheit, überall dort auszusteigen, wohin das körperliche oder seelische Verlangen zieht.

Eine ähnliche Wohltat soll dem schönen Bergort Hain — voraussichtlich vom 3. September d. J. an — und damit seinen ureigensten Freunden wie dem Kammwanderer zuteil werden, indem der Hirschberger Thalbahn (die sich mit h. schreibt) eine Autolinie genehmigt worden ist, welche vom Endpunkt der Elektrizität in Obergiersdorf (Himmelreich) bis zum Endpunkt der Chaussee im Oberdorf in Hain hinaufführen soll. Eventuell werden Straße und Auto später bis zum Zöllamt, also noch etwas näher zum Waldbrande, weitergeleitet werden, so daß man, ebenfalls für billiges Geld, spielend von 420 auf 620 Meter gehoben wird und dann bis zur „Näse“ nur noch eine Promenade vor sich hat. Die Anstrengung des letzten Steilanstiegs wird dadurch erheblich gemildert.

Der Ort Hain wird durch die neue Linie neu erschlossen. Das ist die Folge eines jeden derartigen Verkehrsfortschritts in der ganzen Welt. Selbst die Besucher des Hochgebirges, welche nun einmal nichts anderes wollen als dieses und gar nicht dazu zu bewegen wären, gleich zu Anfang der Tour Erfrischungen zu sich zu nehmen, werden den Zauber dieses herrlichen Bergortes während der Fahrt unter neuem Gesichtspunkt genießen. Sie erhalten so erst recht Gelegenheit, sich Hain für das nächste Mal als Sommer- und Winterfrische vorzumerken — denn, das sei gleich vorausgeschickt: das Auto soll auch im Winter verkehren. Außerdem hält das Auto während der Auffahrt an drei Stellen im Orte: am Verkehrsbiro, am Kriegerdenkmal und zuletzt am Sprikenhaus, dem Ende der Chaussee. Diese Haltestellen liegen in der nächsten Nähe der Gaststätten. Bestimmte Häuser zu bevorzugen, kann nie und nirgends das Ziel einer Verkehrsverbesserung sein. Gemeinnutz vor Eigennutz! — das ist die nachdrückliche Forderung der neuen Zeit und muß es besonders im Verkehr sein.

Die Wagen fahren nach einem festen Fahrplan hinauf und hinunter, vorläufig achtmal des Wochentags und zwölfmal am Sonntag, im Bedarfsfalle werden Wagen eingelegt. Immer ist der Anschluß an die Thalbahn und damit an die Reichsbahn gesichert. Bis zum Frühjahr sollen ganz moderne Kleinomnibusse eingeführt werden; der jetzt verkehrende Wagen bezeichnet also noch nicht den endgültigen Typ.

Der Verkehr nach Hain und dem Riesengebirge wird durch diese neue Linie sicherlich erheblich gestärkt werden, und das ist wichtig nicht nur für die Mitte, sondern auch für das ganze Gebirge. Der Besuch des Ostwie des Westkammes von der Mitte aus wird dadurch gestärkt, ebenso die Rückkehr

Museum des Riesengebirgs-Bereins Hirschberg im Riesengebirge

Kaiser-Friedrich-Straße 28
Fernruf Nr. 3225

Geöffnet wochentäglich, außer Freitag, von 9—12, 2—4,30 Uhr (Klingel neben der Haustür.)

Eintrittspreis für Mitglieder des R.G.B. 30 Pfennige, für Nichtmitglieder 50 Pfennige Kinder 20 Pfennige.

Zu ermäßigten Preisen geöffnet an Sonn- u. Feiertagen (Ostern, Pfingsten, Weihnachten) 11—12,30 Uhr.

Donnerstag, vom 1. Juni bis 15. Oktober auch Dienstag von 10—12 Uhr. Eintrittspreis 30 Pfennige.

Für Mitglieder Sonntags 11—12,30 Uhr frei, Donnerstag (bzw. Dienstag) 10—12 Uhr 20 Pfennige.

Sonntag nachmittag und Freitag bleibt das Museum geschlossen.

Schulen und Vereine wollen ihren Besuch unter Angabe der Besucherzahl rechtzeitig beim Museum, Hirschberg i. Rsgb., Kaiser-Friedrich-Str. 28, anmelden. Erwachsene zahlen 20 Pfg., Kinder 10 Pfg.

Die Museumsverwaltung

von beiden Flügeln nach der Mitte zu. Jedem Einzelinteressenten ist volle Freiheit geboten, sich auf die neue Linie einzustellen. Das Interesse des Ortes und das des Hochgebirges sind zwar zwei Dinge, die jedoch ineinander greifen wie zwei Zahnräder. Sie müssen nur gut geölt werden. Jeder Ort des Riesengebirges muß froh sein, daß dieses einen Hochkamm besitzt, der im großen und ganzen immer die Hauptanziehungskraft ausüben wird.

Neue Kraftpostlinien.

Am 1. August ist das Kraftfabrunternehmen der Firma Julius Rücker in Jauer auf die Deutsche Reichspost übergegangen. Obwohl im wesentlichen die bisherigen Rückerischen Fahrpläne unverändert bleiben, werden trotzdem durch die Zusammenfassung von bereits bestehenden Kraftpostlinien und der neu hinzukommenden Rückerischen Linien einige Änderungen erforderlich. Hierauf weist die Deutsche Reichspost in einem Berichtigungsblatt zum Kraftpostfahrplan für Schlesien hin, das bei allen Postanstalten kostenfrei zu haben ist.

„Die Deutsche Reichspost hat anlässlich der Übernahme des Kraftfabrinnenetzes der Firma Julius Rücker in Jauer in der Benutzung der Kraftposten eine Neuordnung eingeführt, die von Ausflüglern und Wanderlustigen freudig begrüßt und die sicherlich geeignet sein wird, den Ausflüglerverkehr in die schönen Jauerischen Berge weiter zu beleben. Es werden nämlich jetzt sog. Gabelrückfahrtscheine von Jauer nach Moisdorf oder Kolbnitz—St. Georgenberg oder Ober Poischwitz und von Jauer nach Jägendorf oder Siebenhuben ausgegeben. Gabelrückfahrtscheine werden diese Fahrtscheine deshalb genannt, weil man z. B. mit dem zuerst angeführten Scheinen nach Moisdorf, Kolbnitz oder Ober Poischwitz nach Belieben hinausfahren und nach einer Wanderung von einem der andern beiden Orte aus die Heimfahrt antreten kann. Es steht natürlich frei, die Rückfahrt auch von dem zuerst angestrichenen Orte aus anzutreten. Der Rückfahrtschein nach Kolbnitz, Moisdorf oder Ober Poisch-

witz kostet 70 Rpf., der nach Jägendorf oder Siebenhuben 1,10 RM.“

Zu dem amtlichen Kraftpostfahrplan für Schlesien, Sommerausgabe 1934, ist für den Bereich der Reichspostdirektion Breslau ein Berichtigungsblatt erschienen, das auf Wunsch von den Postämtern an die Bezahler unentgeltlich abgegeben wird.

Der an der Strecke Breslau—Hirschberg (Riesengeb.) liegende Bahnhof Dittersbach erhält mit Beginn des Winterfahrplanes am 7. X. 1934 die Bezeichnung Waldenburg-Dittersbach.

In dem Bericht über die 55. Jahreshauptversammlung des Deutschen Riesengebirgsvereins (Sitz Hohenelbe), Seite 131, ist ein Irrtum unterlaufen. Statt: „Der Vorsitzende berichtete über die von Prosper von Piette vor fünfzig Jahren geschaffenen Sudetenherbergen, deren Zahl sich auf 727 vermehrt hat und die in 79 498 Fällen benutzt wurden“ soll es heißen: „Der Vorsitzende berichtet, daß die erste deutsche Sudeten-Herberge im Jahre 1884, also vor 50 Jahren, in Hohenelbe eröffnet wurde. Im Jahre 1886 stellte der Großindustrielle Prosper von Piette Nivage in Marschenborn I die Mittel zur Verfügung, um weitere fünf solcher Herbergen im damaligen österreichischen Teile des Riesengebirges einzurichten. Vor Beginn des Krieges betrug die Zahl der Herbergen in Österreich und Deutschland 727. Die Zahl der Nächtigungen belief sich im Jahre 1913 auf 79 498. Die Gesamtzahl der Nächtigungen vom Jahre 1884 bis 1914 betrug 565 139.“

Auf alten Pfaden

Drei alte Schmiedeberger Grenzsteine.

Die „Schleifischen Heimatblätter“ von 1910/1911 bringen in einem Aufsatz über „Steinentmaler in Schlesien“ die Nachricht von drei Grenzsteinen, die für das Riesengebirge ein historisches Interesse haben.

Von dem ersten heißt es, daß er „ungefähr 8 Kilometer südlich von Schmiedeberg am Riesengebirge an der Landesgrenze bzw. an der Gemeindegemarkung von Klein-Nupa in Böhmen mit einem gut ausgemeißelt gewesenen Wappen der reichsgräflich Schaffgotschen Familie und der Jahreszahl 1602 für die Grenze zwischen dem Großgrundbesitz des ebengenannten und des gräflich Czerninschen Hauses“ sich befindet. Zweifellos handelt es sich bei diesem Steine um das alte Grenzzeichen an dem tschechischen Zollamte auf den Grenzbauden — der schlesischen Grenzbaude gegenüber —, das man vor wenigen Jahren noch deutlich entziffern konnte. Heute befindet sich das über 300 Jahre alte Denkmal einer bedeutenden Schmiedeberger Geschichtsperiode, vielleicht das einzige aus der Zeit, da Schmiedeberg den Grafen Schaffgotsch gehörte, in einem unwürdigen Zustande. Bei der deutsch-tschechischen Grenzregulierung, die vor einigen Jahren dort oben vorgenommen wurde, und bei der ganz neue Grenzsteine und in den leuchtenden tschechischen Landesfarben gestrichene „moderne“ Grenzpfähle errichtet wurden, hat man den altbewährten Stein, der nicht „ferienmäßig“ wie die heutigen hergestellt wurde, daher auch schöner ausgefallen und ein würdiges Denkmal der Glanzzeit des Schaffgotschen Hauses ist, herausgerissen und mit der Wappenseite in den Graben gestürzt. Was im Laufe der Jahre die Feuchtigkeit und die zerfetzenden Einflüsse des Erdreiches angerichtet haben, wird man erst feststellen können, wenn die verantwortlichen Stellen sich einmal bewußt werden sollten, wie sie gegen die Erhaltung dieser Heimatdenkmäler gesündigt haben.

Den zweiten Grenzstein betreffend heißt es weiter: „Die jetzige Landesgrenze 2¼ Kilometer nordwestlich verfolgend, trifft man auf dem Westgipfel des Schmiedeberger (oder Forst-) Kammes eine etwa meterhohe Felsmaße des granitförnerreichen Weißgranits mit aufliegender Platte, welche die eingemeißelte Inschrift enthält: „Grenz zwischen Rhnast und Schmiedeberg 1665.“ Leider ist die Fläche durch eingegrabene tschechische Namen seit 15 Jahren arg beschädigt. Es handelt sich also um eine Markierung der „Grenze zwischen der Schaffgotschischen Herrschaft Rhnast und der Czerninischen Herrschaft Schmiedeberg im Jahre 1665“, nachdem 1639 das Haus Czernin das Haus Schaffgotsch in dem Besitz Schmiedebergs abgelöst hatte.

Der dritte Grenzstein befindet sich „auf dem Landesbutter Kamm zwischen den Friesenstein und dem Ochsenkopfe am Waldwege ½ Meter hoch mit den Grenzzeichen „16 DvF 09“. Der Überlieferung nach rührt der Name „Friesensteine“ von einer Familie „von Frieze“ her, der ein Teil des Bergwaldes gehörte. Die Inschrift des Weststeines wird gedeutet: David von Frieze.“ Die letztere Vermutung beruht auf einem Irrtum. Die richtige Erklärung der Zeichen auf dem Grenzsteine muß heißen: „David von Fürst“ und Graf von Nimptsch auf Kupferberg 1609. Die Veranlassung zur Errichtung des Grenzsteines mag der damalige „Streitwald“ auf dem Landesbutter Kamm gegeben haben. In der Zeit nämlich, als die Protestanten die heutige katholische Kirche zu Schmiedeberg in Besitz genommen hatten, war ein großer Bezirk des Forstes hinter den Friesenstein nach Kupferberg zu, der als Kirchenwald galt, von dem Baron von Fürst auf Kupferberg (auch Graf von Nimptsch genannt) beansprucht worden, so daß es zu einem über 100 jährigen Streite kam, der schließlich 1733 ungünstig für die Kirche endete. Derartige „Streitwälder“ gab es früher öfters.

Dr. med. W. R ö s c h, Schmiedeberg.

Bücherschau

Josef Nadler: Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes. München: Kösel u. Busstet, 1934. Kart. 3,80 RM., geb. 4,80 RM.

In klarer Weiterbildung seiner großen Theorie von der Bedeutung von Stamm und Landschaft für die Literatur schreibt Nadler zu einer Deutung der Vielfalt der deutschen Stämme vor, indem er die Leistung einzelner deutscher Landschaften und ihrer Träger für das Gesamtreich kennzeichnet. Die Gliederung in Mistämme im Westen des Reiches und Kolonialstämme im Osten steht wiederum im Mittelpunkt der Betrachtungsweise, der Unterschied zwischen Nord und Süd, zwischen Gebirgs- und Seestämmen, klingt mit an. Die Leistung des viel gegliederten fränkischen Stammes für die Begründung dessen, was uns deutsch heißt, macht den Beginn des Buches aus, die Leistung der Alamannen für die Durchbildung der deutschen Idee und der großen Gedankentomplexe steht an zweiter Stelle; die nach außen strahlende Wirkung der Bayern schließt sich an. Die Wiederholung des fränkischen Wertes auf anderer Ebene durch die niederdeutschen Sachsen bildet den zweiten Teil des Buches. Dann schreitet die Darstellung vor zu einer knappen Schilderung des deutschen Herzraums Thüringen, der Landschaft, die nie Quelle leblicher Kraft für das Gesamtvolk war, aber stets der aufnahmebereite Boden für neu erworbene geistige Gebiete. Über ein Drittel des Buches dient den Neustämmen und Siedelgemeinden, und wie in seiner Literaturgeschichte, so gelingt es Nadler auch in

diesem weiter gespannten und darum fragmentarischeren Buche besonders schön, schlesische Eigenart und das Schicksal schlesischen Verwachsens mit den deutschen Zentral-Landschaften zur Darstellung zu bringen. Das Buch hat eine außerordentliche Bedeutung, weil es ohne Zweifel zu hinterlassen ein Programm bildet und erklärt, was es bedeutet, wenn von der Wissenschaft gefordert wird, daß sie lebensnah sein solle.

Handbuch für den Unterricht der deutschen Vorgeschichte in Ostdeutschland. Herausgegeben unter Mitwirkung von Schulmännern und Fachleuten von Dr. Fritz Geschwendt. Breslau: F. Hirt, 1934. Geh. 5,80 RM., geb. 7,20 RM.

Nachdem die Vor- und Frühgeschichte als Unterrichtsgegenstand Eingang in die Schulen gefunden hatte, war ein stofflich und methodisch umfassendes Handbuch der Auswertung heimischer Bodenfunde notwendig geworden. Um es zu schreiben, mußte sich das Wissen des Fachmannes mit der Erfahrung des Schulmannes verbinden. Diese Bedingungen erfüllt der Verfasser als Rüstos des Landesamtes für vorgeschichtliche Denkmalpflege in Breslau und als Lehrer der Vorgeschichte, der jahrelang unterrichtet hat. Diese Erfahrungen, die durch die Ergebnisse aus der ständigen Verbindung des Denkmalamtes mit den schlesischen Lehranstalten abgerundet wurden, sind in dem Buche aufs stärkste berücksichtigt. Es führt zunächst in die Aufgaben und Wege der Vorgeschichtsforschung ein, berichtet über das Ziel der Forschung, über die Bodenfunde als Geschichtsquellen und ihre Beurteilung, schildert eine Ausgrabung und unterrichtet über die Methoden der Auswertung. Der didaktische Teil des Buches enthält Richtlinien und Vorschläge für Lehrpläne aller Schularten, Winte zur Veranschaulichung durch Museumsbesuch, Wanderungen, Vertunterricht u. dgl. m., ferner eine Fülle von Unterrichtsbeispielen und Lehrproben und eine Schriftenauswahl. Der Wert des reichhaltigen Handbuches, das wissenschaftlichen Stoff, praktische Anleitung und schultechnische Hilfsmittel bietet, wird erhöht durch 113 Abbildungen, die unmittelbar im Epitafop verwendet werden können.

Dr. Willi Scheuer: Habelschwerdter Geschichtskalender. Habelschwerdt: E. Groeger, 1934. 86 S.

Der Verfasser, dem die Grafschaft Glatz manches wertvolle Werk zur Heimatkunde verdankt, hat in mühsamer Arbeit aus der gedruckten Literatur, aus Alten und Urkunden die für Habelschwerdt denkwürdigen Ereignisse gesammelt und im Ablauf des Jahres geordnet. In diesen historischen Kalender sind auch die Geschehnisse einbezogen worden, die im Bereich des Kreises Habelschwerdt und seiner Nachbargemeinde für die Stadtgeschichte von Bedeutung sind. Eine statistische Übersicht von 1750—1927 läßt die Entwicklung Habelschwerdts erkennen. Weiter hat der Verfasser in einer alphabetisch nach dem Stichwort angelegten Übersicht die für die Stadtgeschichte wichtigen Quellen, Einrichtungen, Gebäude, Ereignisse und Persönlichkeiten chronologisch verzeichnet. Bilder und Pläne sind der fleißigen und wertvollen Schrift beigegeben, die für die Liebe des Verfassers zu der Stadt, in der er als Pädagoge wirkte, das schönste Zeugnis ablegte.

Dr. Rudolf G a s c h: Naturbüchlein für Wanderfahrten und Schulausflüge. 3. Auflage. Berlin: W. Limpert 1934. brosch. 1,80 RM.

Viele, die durch die „Gegend“ wandern, sind eigentlich blind. Sie sehen nicht, was an ihrem Wege spricht und blüht, kriecht und fliegt. Sie können nicht Weizen und Roggen, Amsel, Fink und Star voneinander unterscheiden. Ob Fichte oder Kiefer, das ist ihnen gleichgültig. Ihnen öffnet dieses

Büchlein die Augen, lehrt sie die Teilnahme an der Natur und weckt in ihnen die Freude an der zuerst unbeachteten Schönheit. Das Himmelszelt, der Boden der Heimat, Feld, Wiese, Wald und alles, was da freucht und flucht, wird in volkstümlicher Weise erklärt und in Bildern gezeigt. Einen so fundigen Weggenossen nimmt man gern auf Fahrt.

Erich W o r b s: Das schlesische Antlitz.

Görlitz: Hoffmann & Reiber, 1934. 85 Pf.

Diese Gedichte eines Schlesiens atmen erlebte Verbundenheit mit Volk und Landschaft. Sie fangen die Fülle der Züge des schlesischen Antlitzes ein; die Erhabenheit der Bergriesen wie die Titanenkräft der industriellen Anlagen, die Märchenstille des Heidesees wie die Bewegtheit der Städte, die schlichte Frömmigkeit des Gebirgsbauern wie das schweigende Heldentum des ober-schlesischen Industriearbeiters.

Josef Zeitgeb: Kinderlegende. Berlin: Cassirer 1934. Geh. 3,20 RM., geb. 4,80 RM.

Zeitgeb ist Tiroler, und man merkt es seinem knappen Roman, den er selbst als eine Legende bezeichnet, auf jeder Seite an, wie eng verwurzelt der Dichter mit seiner Heimat ist. In dem schönen Buche wird ein Doppeltes geleistet: Einmal wird ein Stück Geschichte lebendig gemacht, ein mittelalterlicher Hegenprozeß, dem ein umhergetriebener Junge schuldlos zum Opfer fällt, wird aus alten Gerichtsakten wieder hergestellt, gleichzeitig aber wird eine seelische Entwicklung, Ängste und Glück eines Knaben, in seiner Eönung und dichterischer Sprache ausgedrückt. Das Buch ist eine Legende, es gibt nichts als Stationen auf dem Lebensweg des Knaben, der aus einer freudlosen Jugend im Elternhaus in die Welt geht, um seinen Freund zu suchen und der immer wieder feststellen muß, daß die Menschen böse sind, aber die Tiere sich ihm vertraulich nähern. Das wird ihm zum Schicksal, man sagt ihm den bösen Blick nach und macht ihm den Prozeß. Weil Zeitgeb ein wirklicher Dichter ist, erleben wir dieses Schicksal in allen seinen Phasen mitfühlend und mitleidend.

W a l t h e r v o n H o l l a n d e r: Die Erbin. Roman. Berlin: Scherl.

Der alte Satz, der Stoff sei nichts, und es komme nur darauf an, was der Dichter aus ihm mache, bewährt sich in erstaunlicher Weise an Hollanders Roman. Da wird ein alter Stoff neu geformt: Die Amme vertauscht zwei Kinder, ihr eigenes lebt als junge Schlossherrin weiter, die reiche Erbin als Tochter der Amme. Der Kriminalstoff wird verwickelter: Die Amme verleugnet sich vor dem Kind, das als das ihre gilt, und dient auf dem Schloß der eigenen Tochter. Siebzehn Jahre später kommen die Dinge ins Rollen. Das verleugnete Kind sucht die Mutter, das notwendige Durcheinander eines Detektivromans beginnt. Und an dieser Stelle läßt Hollander die stofflichen Probleme plötzlich fallen, er entwirrt mit leichter Hand und fast in Nebenbägen den groben inhaltlichen Bezug: Der Sinn des Romans wird sichtbar als eine graziose Herausarbeitung der Gefühle der Beteiligten. Wie Tragik sich mit Lächerlichkeit mengt, wie Geld plötzlich einen ganz anderen Sinn erhält, wie Generationsverschiedenheiten bedeutungsvoll werden, und wie alltägliche Menschen auf nichtalltägliche Vorgänge reagieren — einzig das wird bedeutsam. Die Handlung wird eingebettet in ein lustiges Hin und Her von Unterhaltungen, spielerischen und dabei ernsten Erwägungen, und hinter kriminellen Erscheinungen taucht fluge Weltweisheit und ernste Deutung des Gegenwartsmenschen auf. So vollzieht Hollander wie schon manchmal in eigentümlicher Weise den Übergang vom Unterhaltungsbuch zur wirklichen dichterisch geformten Erzählung, Grund genug, seinen neuen Roman mit echtem Interesse zu betrachten.

Hauptvorstand und Ortsgruppen

Der Riesengebirgsverein ist durch das am 2. August erfolgte Ableben unseres hochverehrten Herrn Reichspräsidenten und Generalfeldmarshalls

von Hindenburg

in tiefe Trauer versetzt worden.

Wir sahen in ihm die Verkörperung einer ruhmreichen deutschen Vergangenheit, die Hoffnung in den Jahren des Niederganges, den großen, verständnisvollen Bahnbrecher der Gegenwart und das leuchtende Beispiel der Zukunft.

Seine Liebe zur Heimat und sein unerschütterlicher Glaube an sein Volk, dem er in guten wie in schlechten Tagen mit dem Pflichtgefühl des echten deutschen Soldaten treu und unverzagt diente, werden uns stets Vorbild und Mahnung sein.

Er ging erst von uns, als er das Erbe, um das er Jahre gerungen, die deutsche Größe und Einigkeit, in unseres unvergleichlichen Kanzlers sicherer Hut wußte. Ihm allein gilt jetzt unsere ganze Liebe und Treue! Heil Hitler!

Hauptvorstand des Riesengebirgsvereins E.V.

Dr. Lamm

Das folgende, an den Hauptvorstand gerichtete Schreiben wird stets eines der wertvollsten Schriftstücke unseres Archives sein:

Büro des Reichspräsidenten.
Der Staatssekretär.

Berlin W 8, den 17. November 1933.
Wilhelmstraße 73.

Sehr geehrte Herren!

Der Herr Reichspräsident hat mich beauftragt, dem Hauptvorstand des Riesengebirgsvereins für die Ehrung zu danken, die dieser ihm durch die Benennung des Weges „Josephinenhütte—Zadelfall—Neue Schlesische Baude“ als „von-Hindenburg-Weg“ erwiesen hat.

Der Herr Reichspräsident erinnert sich aus seiner wiederholten Anwesenheit in Oberschreiberhau gern des schönen Weges, läßt aber darauf aufmerksam machen, daß die Angabe in Ihrem Schreiben, er habe als Generalstabsoffizier die Umgebung topographisch aufgenommen, nicht richtig ist; jedoch hat der Herr Reichspräsident als Generalstabsoffizier Ende der 80er Jahre einmal eine Generalstabsreise der Kriegsakademie in der dortigen Gegend geleitet und hierbei auf dem Kynast eine Beobachtungsaufstellung genommen und auch eine Besprechung abgehalten. Im Fremdenbuch von Hermsdorf muß sich ein auf diesen Aufenthalt bezüglicher Eintrag befinden.

Mit deutschem Gruß bin ich Ihr sehr ergebener

Dr. Meißner.

Der Deutsche Wandertag in Plauen ist auf den 22.—24. September verlegt

Entgegen der Bekanntgabe bei der diesjährigen Hauptversammlung ist der Hauptvorstand wegen fehlender Geldmittel nicht in der Lage, die Umänderung der Markierung der Wege im Hochgebirge in diesem Jahr vorzunehmen. Die Ortsgruppen brauchen daher auch nicht die Neumarkierung zu bewerkstelligen.

i. A. von Wartenberg, Wegewart.

Breslau. Am 26. VI. veranstaltete die Ortsgruppe bei prächtigem Wetter einen Ausflug im Kraftwagen nach dem Zobtengebirge. Zunächst ging es in flotter Fahrt nach der Blücherbaude. Hier war im Walde zwischen hochstämmigen Fichten ein Ruheplätzchen hergerichtet, von dem man sehr hübsch die bewaldeten Hänge und das Bergkirchlein sehen konnte. Die Fernsicht war so gut, daß man mit bloßem Auge das Riesengebirge mit der Schneekoppe deutlich erkennen konnte. Nachdem alles Kaffee getrunken und Kuchen gegessen hatte, teilte sich die Gesellschaft in zwei Gruppen. — Die eine unternahm eine mehrstündige Wanderung über den Berggipfel, während die andere auf bequemen Hangwege dem gemeinsamen Ziele Gorkau-Rosalienthal zustrebte. Hier fand

sich gegen Abend alles wieder ein, und nach einer kräftigen Stärkung wurde im Gartenpavillon ein fröhliches Tänzchen arrangiert. Erst gegen Mitternacht wurde bei Mondschein die Rückfahrt angetreten.

Hamburg. (Ober-Jng. Blum, Hamburg-Fußlößbüttel, Farnstr. 3.) Einen recht gemüthlichen und anregenden Abend verlebten unsere Mitglieder in der am 10. VIII. abgehaltenen Monatsversammlung, die allgemeinen Beifall fand. Es ist beabsichtigt, für die Folge unsere Versammlungen häufiger in dieser Form abzuhalten. Nachdem die Reisezeit nun so gut wie beendet ist, geht an alle Mitglieder der Ruf, unsere Versammlungen jetzt wieder regelmäßiger zu besuchen. Nächste Veranstaltungen:

Donnerstag, 6. IX. 1934: Zusammenkunft unserer Damen in der Milchwirtschaft im „Stadtparl“.

Freitag, 14. IX. 1934: Außerordentliche Monatsversammlung im Hotel „Zu den 3 Ringen“ am Klosterfor. Tagesordnung: 1. Die neuen Satzungen. 2. Mitteilungen des Vorstandes. Beginn 20.30 Uhr.

Hirschberg. In der Versammlung der Ortsgruppe am 14. VIII. im „Schwarzen Adler“ gedachte der Vors., Postamtman Ratoski, des Ablebens Hindenburgs. Besprechungen über das Vortragswesen in der Ortsgruppe folgten. Noch im September soll Oberlehrer Krause aus Glogau einen Lichtbildervortrag über das Saarland halten. Hans-Ulrich Siegert, Hirschberg, wurde für einen Lichtbildervortrag über Trachten verpflichtet. Über die letzten Wanderungen wurden Berichte entgegengenommen. Zur Unterstützung des bisherigen Wegewarts, Generalmajors von Wartenberg, wurde Stadtoberinspektor Höhne zum zweiten Wegewart berufen. Postamtman Ratoski klagte über die Verschandelung der Ruheplätze und Wege im Gebirge durch Papier und Abfälle. Eine ergiebige Aussprache über die Regelung der Trachtenangelegenheit für das Riesengebirge folgte. Die nächste Sitzung wurde auf den 4. IX. festgesetzt.

Der RGV. hatte sich dazu entschlossen, die seltenen Lebensäußerungen des Porphyrs zwischen Bad Charlottenbrunn und Friedland in näheren Augenschein zu nehmen. Bei Gottesberg lugte hinter den Wildbergen einer der formvollendetsten Kegel des ganzen Berglandes hervor: der Storchberg. Dieser „Zuckerhut“ gab bereits einen Begriff, was unser wartete. Auf Bahnhof Dittersbach wartete noch jemand — Andreas Voel aus Waldenburg. Sein Anblick war ein einziger strahlender Willkommen.

Vom Bahnhof Charlottenbrunn an führte Andreas Voel — und wie! Die Porphyrberge erbebten unter seinen wuchtigen Schritten — 31 000 solcher Schritte, ganz genau gezählt, hatten die Berge und wir auszuhalten. Das schöne Reimsbachtal konnte nicht gänzlich genossen werden, denn Andreas hatte das anders beschlossen.

An der Lehne des Kugelberges ging es hinauf. Jetzt erkannte man den Charakter der Waldenburger Berge und ihres Beherrschers schon etwas deutlicher. Allen Respekt, ist das eine Steilheit der Hänge und Wege! Besonders bei dem Abstieg lernte man das deutlich empfinden. Es gibt natürlich auch bequeme Wege im Wal-

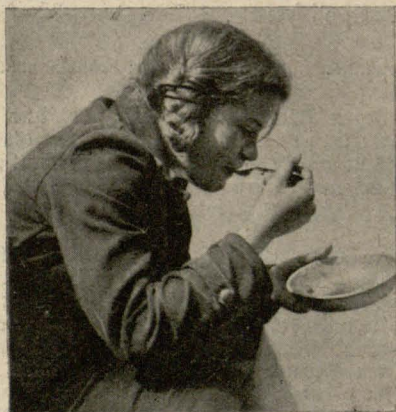
denburger Gebirge, aber über solche führt Andreas seine Leute nicht, wenigstens nicht die aus dem Riesengebirge. Nun war man am Hirschberg — das ist ein Berg! — und die Damen waren an den Himbeeren. Andreas ist in so etwas sehr duldsam — manche meinten zwar leise, er wolle sich gern auch mal verpuffen im Hinblick auf sein Eigengewicht. Plötzlich war man im Hornschloß. Das sind die kümmerlichen Reste der Ruine einer Burg, von der man kaum etwas ahnen, wenn man nicht etwas von ihr wissen würde. Entscheidend ist für den Wanderer das Idyll zwischen den hochüberwachsenen Mauerresten und den prächtigen Bäumen: der Turnierplatz! Natürlich, einen Turnierplatz muß jede Burg gehabt haben (sogar Kimmersath!). Es gibt dann noch die Sockelreste des Bergfrits und das Hirschfor, eine porphyrene Felsenporrie, die nach Meinung von Schaeckle möglicherweise als Burgapporte ausgenutzt worden ist. Die Burg muß vor Erfindung der Geschütze kaum einnehmbar gewesen sein, so steil sind die Hänge und so leicht zu verteidigen der Zugang. Man umfroh den Langenberg und schlängelte sich langsam zwischen Klippen und Kegeln hindurch, bis man vor sich, unter sich einen eigenartigen Bau gewahrte: ein Berghotel, errichtet inmitten eines Bergkessels, selbst aber wieder etwas erhöht. Dadurch fällt alles Beengende der umher ragenden Porphyrriesen fort, und man atmet frei und heiter, besonders nachdem man gewahrt hat, daß diese anheimelnde Gaststätte den Namen „Andreas-Bau“ führt. Natürlich, nach unserem Andreas heißt sie so, und das ist eine sehr ernsthaft verdiente Anerkennung für den Mann, der seit Jahren seiner Heimat aufopfernde Fürsorge gönnt. Sein Führergenie hatten wir ja nun auch kennengelernt, und angesichts des Innern der Baude und der Einfachheit unseres Magens war man noch tiefer davon überzeugt. Möge der Name dieser schönen Errungenschaft des Waldenburger Berglandes allen Beteiligten eine gute Vorbedeutung für die Weiterentwicklung sein! Vor uns ragte der hohe Heidelberg bis 936 Meter auf. Andreas warf einen verliebten Blick auf die Höhe und Steilheit des Berges, aber er bezähmte seine Gelüste, denn er hatte etwas anderes vor. Zunächst führte er uns zu einigen Aussichtspunkten von märchenhafter Schönheit. Die Berge der Grafschaft, das nordböhmische Bergland, und der größte Teil der Waldenburger Berge entschleierten ihre Abendhülle.

Wir bewunderten den „Affenstein“ und die ihn behütenden fünf Urten, und dann stürzten wir uns zu Tafe. Im Fuchswinkel,

dem obersten Ortsteil von Schmidtsdorf, hatten wir Gelegenheit, zu erfahren, wie sich ein feinsinniger Kunstfreund, Verwaltungsdirektor Bertram-Görbersdorf, ein ungemein reichhaltiges Museum schlesischer Altertümer zu Wohnungszwecken zu gestalten versteht.

In Friedland stieg dann der Abschiedstrunk. Mit lachenden Tränen schieden wir von Andreas in der festen Absicht, ihm die 22 bis 23 Kilometer recht bald zu vergelten, mit denen er uns beschenkt hatte. Postamtman Ratoski klebete unseren Dank in die herzlichsten Worte. Darum auf Wiedersehen, Andreas und Andreasbaude und Waldenburger Bergland und auch ihr anderen prächtigen Menschen, die ihr den Andreas so vorzüglich zu ergänzen verstanden habt. Es ist doch etwas Herrliches, wenn auf solche Weise die Brücke zwischen den schlesischen Bergländern geschlagen wird. Da gibt's keine Eifersüchteleien, da gibt's nur Freundschaft. Da gibt's keinen „Bergtrach“, sondern nur: Bergheil!

Warmbrunn-Hirschdorf. Die Ortsgruppe hielt am 3. VII. im Hotel „Schneetoppe“ eine Versammlung ab, die von dem 1. Vors., Dir. Karpe, mit einem „Sieg-Heil“ auf den Führer eröffnet wurde. Zur Besprechung gelangte zunächst die von dem Vors. eingeleitete große Werbeaktion für den RGV und seine hohen kulturellen Ziele, die bereits einige Früchte zu zeitigen beginnt. Sodann wurden die näheren Feststellungen getroffen über die Durchführung des vom Hauptvorstand angeordneten Sammeltages am 22. Juli, für den Lehrer Walter von der Gv. Volksschule seine BDM-Schulgruppe als Sammler zur Verfügung stellen wird. Die Durchführung der Sammlung liegt in den Händen einer Kommission, bestehend aus dem Vors. und den Herren Walter, Sabisch und Lehmann. Weiterhin schloß sich an eine eingehende Aussprache über die von der Kölner Gas-L.-G. geplante Errichtung eines Riesengasometers auf dem Gelände der früheren Gasanstalt, unmittelbar vor Strandbad und Stadion. Man war sich allgemein darüber klar, daß dieser Bau nicht nur eine ungeheure Verschandlung der schönen Landschaft, sondern auch eine schwere wirtschaftliche Schädigung und eine große Gefahr für Bad Warmbrunn bedeute und beschloß, baldmöglichst bei den zuständigen Stellen gegen den Bau schärfsten Protest einzulegen. Den Schluß der Versammlung, an der als Gast auch das 3. Zt. zur Kur hier weilende RGV-Mitglied, Pastor Kraft, aus Hindenburg teilnahm, bildete eine Aussprache über Umstellung und Neuaufstellung von Bänken usw.



Bis auf den letzten Rest

wird die Knorr Erbsensuppe gegessen, ein Zeichen dafür, daß sie gut schmeckt. Deshalb wird auch von der marschierenden Jugend, von Wanderern und Sportlern die Knorr Erbswurst bevorzugt. — Die Knorr Erbswurst zu 100 Gramm ergibt 4 Teller sättigende Suppe und kostet nur 19 Pfennig.

Knorr Erbswurst



Achtung!

Wir suchen einige interessante Aufnahmen vom Lagerleben (Abkochen oder Essen). Geeignete Fotos werden gekauft. Einsendungen erbeten an die C. H. Knorr A.G., Werbe-Abteilung, Heilbronn a. N.